



ISBN 3-442-54542-0
2002 by Wilhelm Goldmann Verlag

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Reisen, so heißt es, bildet. Über Reisen zu schreiben bildet auch: die Daheimgebliebenen, die von der weiten Welt nur zu träumen wagen. Wladimir Kaminer selbst zog es schon immer in die Fremde, denn, wie er sagt: »Da, wo ich herkomme, ist das Leben zum Leben ungeeignet.« Das mag sein Onkel Boris während der vielen Jahre seiner Verbannung in Kasachstan ähnlich gesehen haben. Er kann es daher kaum fassen, dass er später als Held der Arbeit Russland für ein paar Tage verlassen und nach Paris fliegen darf, in die Stadt der Liebe und des Eiffelturms, der verwinkelten Gassen und überfüllten Touristenbusse. Aber die sowjetische Regierung hat dafür gesorgt, dass Onkel Boris nicht auf dumme Gedanken kommt, und bald reibt dieser sich die Augen über das, was ihn in der Metropole erwartet. Die Augen reiben sich auch zwei Touristen aus Berlin, als sie auf der Krim auf die angesengten Stiefel des im Krieg über der Halbinsel abgeschossenen Joseph Beuys stoßen. Und die Stiefel sind nicht das Einzige, was noch Jahrzehnte nach dem Absturz an Beuys' Zeit in Russland erinnert... Von diesen und anderen verrückten Reisen in alle Welt erzählt Wladimir Kaminer in diesem Buch - und von Abenteuern, die selbst den unerschrockensten Lesern den Atem verschlagen werden.

Autor



Wladimir Kaminer, 1967 in Moskau geboren, studierte Theaterwissenschaften, bevor er vor zwölf Jahren ein Zugticket nach Berlin löste, wo er bis heute lebt. Er schreibt für verschiedene Tageszeitungen, hat eine eigene Radiosendung, eine Rubrik im ZDF-Morgenmagazin und organisiert im Kaffee Burger Veranstaltungen wie seine inzwischen berühmte »Russendisko«. Mit der gleichnamigen Erzählsammlung sowie dem Roman »Militärmusik« avancierte das Multitalent Kaminer zu einem der beliebtesten und gefragtesten zeitgenössischen Autoren in Deutschland.

Inhaltsverzeichnis

Verfehltes Paris	5
Die Verdeckung Amerikas.....	54
Verschollen auf der Krim.....	75
Verlaufen in Dänemark	90
Verdorben in Sibirien.....	112

Verfehltes Paris

Unser erstes deutsches Dokument, das wir im Polizeipräsidium am Alexanderplatz 1990 erhielten, war eine ostdeutsche Aufenthaltserlaubnis. Unserem alten Traum, dem Recht auf Reisefreiheit, waren wir dadurch nicht näher gekommen. Gleich auf der ersten Seite des Dokuments stand: »Beim Verlassen der Deutschen Demokratischen Republik ist diese Aufenthaltserlaubnis bei der zuständigen Dienststelle der Volkspolizei oder dem Grenzkontrollorgan abzugeben. Gültig bis 30.08.2000.«

Wir planten dann auch erst einmal keine große Reise, wir waren froh, überhaupt ein Dokument bekommen zu haben. Es erlaubte uns immerhin, leise in unserem Ausländerwohnheim in Marzahn zu sitzen und die deutschen Biersorten kennen zu lernen. Man kann nicht alles auf einmal haben. Mir bereitete schon allein die Tatsache, dass ich nun nicht mehr in der Sowjetunion, sondern ganz woanders war, große Freude. Ich hatte auch früher schon versucht, unter dem einen oder anderen Vorwand die Sowjetunion zu verlassen, also das Weite zu suchen. Doch meine Vorhaben waren allesamt fehlgeschlagen. 1986 hatte ich zum Beispiel von der besten Freundin meiner Mutter, die einen Deutschen geheiratet hatte und in Berlin lebte, eine Einladung in die DDR bekommen.

Zuerst lief alles wie am Schnürchen: Ich gab die Urin- und Blutproben ab, und die medizinische Untersuchung ergab, dass ich gesundheitlich im Stande war, eine Auslandsreise zu verkraften. Nun hatte ich nur noch eine Klippe vor mir: das KIF - das Komitee für Internationale Freundschaft. Ohne seine Erlaubnis bekam ich keinen Reisepass. Die KIF-Funktionäre versammelten sich nur einmal im Monat. Sie waren für das ideologische Antlitz der sowjetischen Jugend im Ausland

zuständig und versuchten natürlich, so wenige Jugendliche wie möglich ins Ausland zu lassen. Obwohl ich nur in die DDR wollte, die keine ideologischen Differenzen mit uns hatte, musste ich trotzdem beim KIF antreten. Und nicht allein, sondern mit dem Komsomoł-Vorsitzenden der Theaterschule, an der ich damals studierte. Der Vorsitzende hatte mich schriftlich zu charakterisieren und mich quasi persönlich für die Reise zu empfehlen. Zum Glück war Oleg, unser Komsomoł-Organisator, in Ordnung. Ich kaufte zwei Flaschen Wodka und stattete ihm einen Besuch ab. Anfänglich hatte er keinen Bock auf das ganze Theater: Die KIF-Sitzung sollte im hintersten Winkel Moskaus, in der Leningrader Chaussee, stattfinden. Doch nach ein paar Gläsern wurde er freundlicher:

»Angenommen, ich schreibe dir ein positives Gutachten, was bringst du mir dafür aus der DDR mit?«

»Was willst du denn haben?«, fragte ich zurück. Ich wusste damals noch gar nicht, was es in der DDR alles gab.

»Zwei Stangen Zigaretten der Marke Kent und eine Flasche Eierlikör«, klärte mich Oleg auf, der sich anscheinend besser auskannte als ich. Ich müsse mich gut auf die KIF-Sitzung vorbereiten und über die politische Situation in Deutschland Bescheid wissen, meinte er. Das war nicht besonders kompliziert. Über Deutschland und die europäische Nachkriegsgeschichte stand in unseren Lehrbüchern nicht viel. Die Informationen waren auf das Wesentliche reduziert und beanspruchten nicht einmal zwei Seiten. Die sowjetische Armee hatte es 1944-45 nicht geschafft, ganz Europa zu befreien, weil ein Teil davon bereits von den Amerikanern befreit worden war. Deswegen war Europa in zwei Lager getrennt, und die von uns befreiten Völker hatten sich dann freiwillig für den Sozialismus entschieden. Die anderen mussten einen kapitalistischen Weg einschlagen, weil sie von den Amerikanern unter Druck gesetzt wurden.

Mit Deutschland war es etwas komplizierter. Das Land war

aus ideologischen Gründen geteilt worden. Alle Exnazis fanden in Westdeutschland Unterschlupf, und die Antifaschisten gründeten die sozialistische DDR. Die Mauer ist dann erst später dazugekommen: als Symbol des getrennten Deutschlands und weil die Westberliner die seltsame Angewohnheit entwickelt hatten, ihre kapitalistischen Westlöhne im preiswerten Osten auszugeben und damit permanent alle Läden dort leer räumten. Sie wollten praktisch auf zwei Pferden gleichzeitig reiten - im Kapitalismus verdienen und im Sozialismus einkaufen. Zuerst betrachteten die ostdeutschen Arbeiter diesen Zustand mit einer gewissen Nachsicht, aber dann platzte ihnen irgendwann der Kragen, und ihr Generalsekretär Walter Ulbricht war zum Handeln gezwungen. Er wollte soziale Gerechtigkeit und befahl, die Westberliner einzumauern. Über Nacht umzingelten bewaffnete Arbeiterbrigaden den Westteil der Stadt mit einer zunächst provisorischen Mauer. Am nächsten Tag machten die Westberliner wahrscheinlich ein dummes Gesicht, als sie wie immer in der DDR einkaufen gehen wollten.

Auf Olegs Empfehlung las ich das ganze Kapitel aus dem Geschichtslehrbuch noch einmal. Zwei Tage später standen wir beide schwitzend auf dem Teppich vor der KIF-Kommission. Sie bestand aus vier alten Frauen und einem Schwerinvaliden, der mich misstrauisch ansah. Der Sinn des Gesprächs bestand darin, herauszufinden, wozu ich überhaupt in die DDR fahren wollte und ob ich für eine solche Reise schon reif genug war. Wir belogen uns gegenseitig. Die Damen vom KIF taten so, als ob sie wirklich nicht wüssten, wieso ich in die DDR fahren wollte. Und ich tat so, als ob ich wiederum das nicht wüsste.

»Ich möchte den sozialistischen Alltag unserer Brüder in der DDR und die Sehenswürdigkeiten Berlins kennen lernen und außerdem Erfahrungen austauschen«, murmelte ich. In Wirklichkeit hatte ich vor, so viele Nazareth- und AC/DC-Platten in Ostberlin zu kaufen wie nur möglich und sie dann in Moskau für das Vierfache wieder zu verkaufen. Die DDR-

Musikindustrie war damals in vielerlei Hinsicht der unseren überlegen. Der alte Krümelkacker vom Komitee wollte aber alles genau wissen: welche Sehenswürdigkeiten ich mir anschauen wollte und wie die sozialistischen Brüder mit Nachnamen hießen, deren Alltag ich kennen lernen wollte. Eine der Frauen las laut das Empfehlungsschreiben mit meinen Charaktereigenschaften vor, das Oleg für mich geschrieben hatte: »Wladimir Kaminer hat sich in der Gruppe als diszipliniertes und jedem gerne entgegenkommendes Mitglied erwiesen. Allerdings ist er oft bei der Staatsbürgerkunde nicht anwesend und nimmt nur beschränkt an der gesellschaftlichen Arbeit teil.«

»Was hast du geschrieben, du Idiot?«, zischte ich außer mir vor Wut in Richtung Oleg.

»Bleib ruhig«, antwortete er cool, »ich weiß, was ich tue. Alles läuft nach Plan.«

»Gut, dass Sie so ehrlich mit uns sind und Ihre Probleme vor den Genossen nicht verheimlichen«, sagte eine der Frauen zu mir und lächelte milde. »Aber warum gehen Sie denn nicht zur Staatsbürgerkunde und nehmen nur beschränkt an der gesellschaftlichen Arbeit teil, Wladimir? Erzählen Sie uns, was los ist.«

Ich fühlte mich verarscht. Ich hatte gar nicht gewusst, dass so eine Disziplin wie Staatsbürgerkunde an der Theaterschule überhaupt Pflicht war.

»Was soll ich dazu sagen«, antwortete ich. »Wahrscheinlich weil ich die Theaterschule nicht richtig ernst nehme. Ich wollte eigentlich Pilot werden, wie mein Onkel, habe aber den Gesundheitstest nicht bestanden.«

»Wunderbar, dass Sie beide so ehrlich zu uns sind«, freuten sich die alten Frauen. »Sie können gehen.«

Draußen beschimpfte ich Oleg.

»Du verstehst das nicht«, erklärte er mir. »Die Aktivisten sind

sehr misstrauisch geworden. Die neue Linie besagt nämlich, dass wir zu unseren Fehlern stehen müssen. Wir müssen aus unseren Fehlern lernen, also brauchen wir auch welche. Selbstkritik ist angesagt. Man muss nun jeden Scheiß über sich und andere erzählen, wenn man bei denen gut ankommen will. Hauptsache ehrlich. Du wirst sehen, sie genehmigen.«

Er beruhigte mich. Trotzdem erhielt ich zwei Wochen später eine Absage. Der Grund dafür lag jedoch nicht beim Komitee für Internationale Freundschaft. Ein Student unserer Theaterschule, dazu noch ein Sohn eines berühmten Schauspielers, der gerne und oft Lenin spielte, hatte just in diesem Sommer versucht, über den Zaun des schwedischen Konsulats zu klettern, um politisches Asyl zu beantragen. Man schickte ihn zu seinem Vater zurück. Und die Studenten aller Theaterschulen des Landes wurden mit einem generellen Ausreiseverbot belegt. Und ich blieb in Moskau auf meinen wunderbaren Urinproben sitzen und musste meine DDR-Einladung wegschmeißen. Erst fünf Jahre später schaffte ich den Sprung.

Schon wenige Monate, nachdem wir Deutschland erreicht hatten, wurden wir von der gerade aufgelösten DDR als humanitäre Flüchtlinge anerkannt, die aus einem gerade in Auflösung begriffenen Land, der Sowjetunion, kamen. Statt der ostdeutschen Ausweise erhielten wir neue westliche Papiere, schöne blaue Reisepässe mit zwei schwarzen Streifen auf dem Umschlag. In den Pässen stand, dass dieses Dokument zwar nichts über unsere Staatsangehörigkeit aussagte, uns aber gleichzeitig die absolute Reisefreiheit gestattete: »For all countries«, stand auf Seite sieben. Das war natürlich rein theoretisch gemeint. Denn praktisch hieß das nur, wenn uns ein Land ein Einreisevisum erteilen würde, könnte es dies problemlos in den blauen Pass stempeln. Trotzdem genossen wir ab da die unbeschränkte Reisefreiheit. Mein Freund Andrej und ich planten dann auch schnell unseren ersten gemeinsamen

Ausflug. Natürlich sollte es nach Paris gehen. Diese Stadt spielte in den Köpfen der Russen als fast unerreichbares Paradies schon immer eine besondere Rolle.

Wir bereiteten uns gründlich auf unsere Reise vor und kauften einen Fotoapparat sowie zwei Busfahrkarten mit offenem Abreisetermin: »Paris erleben für neunundneunzig Mark hin und zurück«. Nun konnten wir eigentlich jeden Abend nach Paris losfahren. Das ging uns aber alles viel zu schnell. Um das Gefühl der absoluten Reisefreiheit noch etwas länger zu genießen, blieben wir erst einmal in unserem Heim in Marzahn. Wir saßen jeden Tag in der Küche, tranken weiter Bier und erzählten uns gegenseitig von Paris. Andrej erzählte, dass seine Cousine, die er noch nie im Leben gesehen hatte, seit Jahren in einem Schloss in der Nähe von Paris wohnte. Sie hatte es noch in den finsternen Jahren des Eisernen Vorhangs geschafft, einen französischen Adligen in Moskau aufzureißen, ihn schnell zu heiraten und die Heimat zu verlassen. Seitdem galt sie in der Familie als verschollen. »Ich kann es gar nicht erwarten, sie endlich mal kennen zu lernen«, freute sich Andrej. Aus meiner Familie war nur Onkel Boris, der Flieger, einmal in Paris gewesen: als Tourist. Obwohl er bis zu seinem Tod 1981 niemals die Grenzen der Sowjetunion überschritten hatte.

Als Kind konnte ich nie meine ganze Verwandtschaft aufzählen. Die Omas und Opas hatten so viele Brüder und Schwestern gehabt, die wiederum viele Kinder zur Welt gebracht hatten, welche dann ihrerseits mehrmals geheiratet hatten, dass man leicht die Übersicht verlieren konnte. Es war eine große Menschenmenge, die sich über die ganze Welt verstreut hatte und kaum noch als Familie wahrnehmbar war.

Die meisten lebten in der Ukraine, meine Eltern und ich in Moskau.

Es gab einige legendäre Persönlichkeiten in der Familie, von denen mir meine Eltern immer wieder gerne erzählten, wie etwa Onkel Simeon aus Leningrad, der ein leidenschaftlicher

Kartenspieler war, große Schulden hatte und sich umbringen wollte. Er sprang vom Balkon seiner Wohnung im neunten Stock, brach sich dabei jedoch nur ein Bein und empfand seine wundervolle Rettung als Fingerzeig Gottes. Als Onkel Simeon aus dem Krankenhaus entlassen wurde, spielte er mit Erfolg weiter, beglich alle Schulden und emigrierte 1977 als Jude nach Australien. Dort gewann er bei einem allaustralischen Pokerwettbewerb den ersten Preis und wurde Millionär. Mein Vater besaß ein Foto, auf dem man Onkel Simeon sah, wie er im weißen Anzug, einen Stock in der Hand, vor seinem australischen Haus mit Garten stand und lächelte. Wie dieses Foto in unser Familienarchiv gekommen war, ist ein Rätsel. Meine Eltern hatten niemals Briefe aus Australien bekommen und schickten auch selbst nie welche dorthin.

Eine weitere Legende aus dem Familienkreis war Onkel Boris, der fast sein ganzes Leben in Kasachstan verbracht hatte. Einmal, kurz vor den Olympischen Spielen 1980, als ich gerade in die achte Klasse ging, kam Onkel Boris nach Moskau zu uns zu Besuch. Er war der Bruder meines verstorbenen Großvaters und verkörperte in unserer Familie die Geschichte der Sowjetunion. An allen Abenteuern, die der primitive und später auch der entwickelte Sozialismus anbot, hatte Onkel Boris teilgenommen. Damals kam er nach Moskau, um sich irgendwelche Unterlagen abzuholen, die eine Aufstockung seiner Rente versprochen, und wohnte einen Monat lang in meinem Zimmer.

Unsere Moskauer Wohnung war nicht groß: zwei Zimmer, insgesamt siebenundzwanzig Quadratmeter. Ich konnte damals noch gar nicht richtig einschätzen, wie klein sie war, weil alle Nachbarn und Freunde meiner Eltern die gleiche Wohnfläche besaßen. Erst Jahre später, als ich zur Armee ging und ein größeres Zimmer bezog, ging mir auf, dass wir die ganze Zeit in einem Papageienkäfig gelebt hatten. Siebenundzwanzig Quadratmeter. Allein das Klo in unserer Kaserne hatte hundert

Quadratmeter.

Onkel Boris lebte also in meinem Zimmer und erzählte mir Tag für Tag Geschichten aus seinem abenteuerlichen Leben. Als der Krieg anfang, besuchte er gerade eine Flugschule. Er wollte Flieger werden. 1944, als die sowjetische Armee schon halb Europa befreit hatte, meinte Stalin, nun wäre die Zeit gekommen, auch noch mit den Japanern abzurechnen. Alle Flugschüler wurden in den Fernen Osten geschickt, unabhängig davon, ob sie mit ihrer Ausbildung fertig waren oder nicht. Onkel Boris wurde Offizier und jagte ein ganzes Jahr lang den japanischen Flugzeugen zwischen den Bergen der Mandschurei hinterher. Zweimal wurde seine Maschine abgeschossen, einmal in China und einmal in Korea, aber er kam trotzdem heil aus dem Krieg zurück.

Danach wurde er Wissenschaftler und arbeitete in dem Kollektiv mit, in dem der synthetische Kautschuk erfunden wurde. Dafür bekam er 1947 zwanzig Jahre Straflager aufgebremmt. Seine Frau, Tante Lisa, die ihn sehr liebte, hatte ihn aus Eifersucht denunziert. Onkel Boris war ein gut aussehender Mann, obendrein ein Kriegsheld, und in seinem wissenschaftlichen Institut von lauter Frauen umgeben. Er wurde zum Objekt ihres kollektiven Begehrens. Tante Lisa wollte ihn aber für sich allein haben und konnte die gierigen Blicke der anderen Frauen nicht ertragen. Sie wandte sich an die Sicherheitsorgane und erzählte ihnen, dass ihr Mann die geheime Formel für den sowjetischen synthetischen Kautschuk nach Japan verkaufen wolle. Dafür bekam mein Onkel zwanzig Jahre Straflager, und meine Tante fuhr frohen Herzens freiwillig mit in die Verbannung nach Kasachstan. Dort wohnten sie zusammen in einem Erdbunker in der Nähe des Dorfes Kandagach.

Am Anfang war Onkel Boris auf seine Frau stinksauer: Sie habe seine Karriere ruiniert und solle nun gefälligst aus seinem Leben verschwinden. Doch im Laufe der Zeit vertrugen sie sich

wieder. Die meisten Häftlinge im Lager waren deutsche Kriegsgefangene. Sie tauschten im Dorf bei den Einheimischen Seife gegen Tabak und bauten ansonsten in der Steppe den ersten Betrieb zur Produktion von synthetischem Kautschuk auf. Mein Onkel wurde dort Direktor. Deswegen wohnte er mit seiner Frau nicht wie die Deutschen und die übrigen Gefangenen in einer Baracke, sondern in einem extra für ihn eingerichteten Erdbunker mit Blick auf Kandagach. Er wurde jeden Morgen mit einem Pkw abgeholt und zur Arbeit gefahren. Auf dem Rücksitz saß aber immer ein Soldat mit einem geladenen Maschinengewehr und passte auf ihn, den Häftling, auf.

Nach zwölf Jahren wurde mein Onkel rehabilitiert, er bekam sogar einen Orden von der Regierung, der irgendwann in der Schublade meines Vaters landete und zur Familienreliquie wurde. Auf der Vorderseite war Stalin im Profil abgebildet, auf der Rückseite stand: »Die sowjetische Regierung dankt für Ihre Mühe«. Nach seiner Rehabilitierung blieb Onkel Boris in Kasachstan. Er bekam von seinem Kautschukbetrieb eine Wohnung in Kandagach und arbeitete dort noch zwanzig Jahre lang als Ingenieur. Seine Frau, Tante Lisa, starb in den Siebzigern, er ging in Rente und kam dann zu uns nach Moskau zu Besuch. Eines Abends erzählte er mir von seiner Reise nach Paris. Damals lebte seine Frau auch noch. Er arbeitete in seinem Betrieb und durfte, obwohl rehabilitiert, nach zwölf Jahren Arbeitslager von einer solchen Reise eigentlich nicht einmal träumen. Doch Anfang der Siebziger wurde sie plötzlich Realität. Damals wusste jedes Kind, dass unser sozialistisches Vaterland bei allen Völkern der Welt beliebt war und nur die imperialistischen Regierungen gegen uns waren. Sie verbreiteten Lügen über unseren Alltag hinter dem Eisernen Vorhang und versuchten, uns als Kriegsanstifter hinzustellen. Wir waren aber für den Frieden und die Völkerverständigung. Außerdem war unsere Regierung sehr großzügig im Umgang mit ihren Bürgern, mit einem imperialistischen Regime war das nicht zu

vergleichen. So zeichnete sie jedes Jahr hundert der besten Proletarier aus - Arbeiter, Bauern, Offiziere, Bergarbeiter oder kinderreiche Mütter: Sie alle bekamen eine fast kostenlose Reise nach Paris geschenkt, manchmal auch eine Reise nach London. Natürlich unter der Voraussetzung, dass alle Kandidaten Mitglieder der Partei waren.

Der Auserwählte musste einige routinemäßige Gesundheitskontrollen über sich ergehen lassen und sich von den Sicherheitsorganen instruieren lassen, wie man sich im Ausland zu benehmen hatte. Er musste unterschreiben, dass er alles, was er in Paris oder in London sah, für sich behalten würde. Danach konnte der Kandidat zweihundert Rubel in ausländische Währung umtauschen und war bereit zum Abflug. Die Sache hatte nur einen Haken. Die Regierung konnte natürlich unmöglich ihre Leute wirklich nach Frankreich oder, noch schlimmer, nach England schicken. Die sowjetischen Arbeiter könnten dort unvorbereitet allen Verlockungen der kapitalistischen Welt erliegen. Außerdem warteten die feindlichen Imperialisten nur darauf, dass sowjetische Bürger sich im Ausland sehen ließen, und hatten verschiedene Fallen und Provokationen für sie vorbereitet, um anschließend noch mehr Lügen über unser Land verbreiten zu können. Dazu kam, dass solche Reisen eine enorme finanzielle Belastung für die Staatskasse darstellten.

Deswegen entschied sich die Regierung für eine sowohl preiswertere als auch weniger aufregende Lösung: Sie ließ in der südrussischen Steppe, in der Nähe von Stawropol, ein eigenes Ausland aufbauen, mit einer richtigen Stadt und vielen Bewohnern. Sie diente im Sommer zunächst als Paris, später, im Herbst, wenn es zu regnen anfang und Wolken aufzogen, ließ sich die Stadt schnell zu London umbauen. Das Objekt hatte den höchsten Geheimstatus, nur Mitarbeiter der Staatssicherheit lebten und arbeiteten dort mit ihren Familien. Sie waren den Anforderungen entsprechend ausgebildet und durften im

Sommer untereinander nur Französisch und im Herbst nur Englisch sprechen.

Die Saison begann im Juni. Die Touristen wurden vom Flughafen Orly bzw. Heathrow mit Bussen abgeholt und in Hotels gefahren. In kleinen Gruppen, begleitet von zwei Reiseführern, bummelten sie am nächsten Tag durch die sauber gefegten Straßen des Auslands, kauften schöne Pullover und unbekannte Käsesorten, staunten über ausländische Autos, die ab und zu die Straße entlangfuhren, lachten über den Eiffelturm oder Big Ben, die gegen die sowjetische Monumentalkunst nichts taugten. Aber im Großen und Ganzen fanden alle das Ausland eigentlich ganz nett. Zwar nichts Besonderes, aber enttäuscht waren sie auch nicht. Das Essen im Hotel schmeckte hervorragend ausländisch, die einheimischen Franzosen oder Engländer, die meistens arbeitslos waren, saßen die ganze Zeit in ihren Cafes und tranken Wodka mit Bier, aber natürlich nicht in solchen Unmengen wie bei uns, sondern aus ganz kleinen Gläsern. Sie begrüßten die sowjetischen Touristen sehr herzlich, und fast jeder dieser Arbeitslosen verstand sogar ein paar russische Sätze. Nach drei, vier Tagen flogen die Russen zu ihren Familien zurück.

Mein Onkel durfte eigentlich wegen seiner Vergangenheit noch nicht einmal dieses Paris zu sehen bekommen, doch damals gab es noch keine Computer, und auch der schärfste Staatsapparat macht ab und zu mal einen Fehler. Als Onkel Boris für seine ausgezeichnete Arbeit im Kautschukbetrieb zum zweiten Mal geehrt wurde, bekam er eine dreitägige Reise nach Paris geschenkt. Die Nachricht verbreitete sich schnell, und alle Nachbarn kamen, um sich von ihm zu verabschieden. Euphorisch stellten sie eine Liste von Geschenken zusammen, die Onkel Boris ihnen aus Paris mitbringen sollte. Er selbst hatte nur einen bescheidenen Wunsch, der ganz kindisch klang: sich in Paris auf dem Eiffelturm zu besaufen »wie ein König«. Alle lachten über seinen Traum.

Boris nahm einen Sack mit sowjetischen Konserven und ein russischfranzösisches Wörterbuch mit. Der Flug nach Paris dauerte sechs Stunden. Die ersten zwei Tage versuchte mein Onkel vergeblich, von seiner Gruppe abzuhauen. Jedes Mal, wenn sich alle unten im Aufenthaltsraum des Hotels versammelten, ging Onkel Boris aufs Klo und saß dort so lange es ging, in der Hoffnung, die Gruppe würde ohne ihn in die Stadt gehen. Doch als er herauskam, standen alle vor den Toiletten und warteten geduldig auf ihn. Danach fuhren sie zusammen mit dem Bus ins Zentrum, um Einkäufe zu erledigen.

Am dritten Tag hatte Onkel Boris endlich Glück. Während die Gruppe sich in einem Pulloverladen herumtrieb und die Reisebegleiter kurz den Überblick verloren hatten, hielt ein Bus direkt vor dem Laden. Ohne lange zu überlegen, sprang Onkel Boris hinein. Der Bus war fast leer, bis auf ein paar zerquetschte Franzosen. Eine Flasche Wodka und ein Sprachführer steckten in der Hosentasche meines Onkels. Nun musste er nur noch den Eiffelturm finden.

Der Busfahrer sah ihn freundlich an: »Salut, Russo turista!«, begrüßte er ihn. Mein Onkel stutzte: Irgendwo habe ich den Mann schon einmal gesehen, dieses feiste Gesicht ohne Augenbrauen und dieses Grinsen, dachte er.

»Warst du schon mal in Kasachstan?« Mein Onkel holte den Sprachführer heraus: »Dou etesvous? Kasachstan?«

»No«, sagte der Busfahrer, »je suis de Marseille, kompre mua?«

»Ich habe dich schon mal gesehen«, wollte mein Onkel noch sagen, fand aber auf die Schnelle die passenden Wörter nicht. »Estce que nous allons passer devant la Eiffelturm?«

»Bien entendu«, sagte der Busfahrer und grinste wieder. Die Franzosen im Bus fingen ebenfalls alle an zu grinsen. Aus dem Fenster erblickte Onkel Boris den Eiffelturm.

»Bleib stehen«, rief er dem Busfahrer zu, »ich steige hier aus -

merci pourtout und bon voyage.«

»Pass auf dich auf, Opa«, murmelte der Busfahrer und zog die Bremse.

Mein Onkel sprang aus dem Bus. Vor ihm lag eine typische Pariser Gasse: In zwei kleinen Kneipen saßen die französischen Kaffeetrinker, die Hausfrauen gingen einkaufen, eine Oma schubste einen Kinderwagen vor sich her. Aus einem offenen Fenster hörte man Musik. Plötzlich streckte ein Mann seinen Kopf aus dem Fenster und rief etwas laut auf Französisch. Die gesamte Straße stand auf und ging schnell in Richtung Eiffelturm. Dort kamen schon die ersten Touristenbusse an. Auch ein Reisebegleiter aus der Gruppe meines Onkels war da. Er lief außer Atem zu ihm und schnappte ihn sich am Ärmel.

»Was soll der Scheiß? Wo wolltest du denn hin?« Seine Stimme wurde ganz hoch vor Aufregung.

»Nirgendwohin«, antwortete Onkel Boris. Auf einmal wusste er, wo er den Busfahrer schon mal gesehen hatte. Es war der Kerl, der ihn vor zwanzig Jahren jeden Morgen zur Arbeit gefahren hatte, als er noch Direktor gewesen war und in einem Erdbunker gelebt hatte. Am gleichen Tag flog die Gruppe nach Kasachstan zurück, den Wodka trank Onkel Boris nicht auf dem Eiffelturm, sondern in seinem Hotelzimmer, zusammen mit ein paar verdienten Arbeitern, mit denen er das Zimmer teilte, und einer kinderreichen Mutter, die zufällig dazugekommen war.

»Mag sein, dass ich in meinem Leben vieles verpasst habe, am falschen Ort zur falschen Zeit war und ungerecht bestraft wurde, aber immerhin - ich war in Paris! Und dieses Erlebnis werde ich mit ins Grab nehmen«, erzählte mir Onkel Boris stolz und lachte. Damals schien mir seine Geschichte absolut unglaublich.

Erst Jahre später, nach der Perestroika, als immer unglaublichere Geschichten aus der dunklen Vergangenheit des Landes an die Öffentlichkeit kamen, musste ich meine Meinung

ändern. Ich las die Berichte von Augenzeugen, von Leuten, die »Paris« mit aufgebaut und jahrelang dort gelebt hatten. Auch viele Romane und Erzählungen wurden darüber geschrieben. So kam ich zu der Überzeugung, dass mein Onkel Boris mir doch die Wahrheit erzählt hatte. Sein Paris war eine Stadt der Chimären, entstanden als eine Art ideologisches Kondom zum Schutz der Bevölkerung vor den faulen Reizen der westlichen Zivilisation. Solche Methoden funktionieren aber nie auf Dauer, die Wahrheit kommt früher oder später doch ans Licht.

Das russische Paris wurde nicht älter als fünf Jahre. Ein schlauer holländischer Journalist stieß Ende der Siebzigerjahre während einer Russlandreise auf ein paar Fotos, die ihm eine junge Melkerin in einer Kolchose zeigte: Dort stand sie zusammen mit ihrer Mutter, einer verdienten Melkerin der Sowjetunion, unter dem Eiffelturm und lächelte in die Kamera. Dem Holländer kam der Eiffelturm auf den Fotos verdächtig sozialistisch vor. Er setzte die junge, naive Frau unter Druck und bot ihr schließlich sein wertvolles, jedoch auf einer Kuhfarm völlig nutzloses Diktiergerät im Tausch gegen die Fotos an. Der Holländer pries das Gerät als eine »ausländisch sprechende Maschine, ein wahres Wunder der Technik« an und riss dem Mädchen die Eiffelturmfotos praktisch aus der Hand.

Eines davon erschien einige Monate später im Feuilleton einer holländischen Zeitung. Allerdings schenkte erst niemand im Westen der mit dem Bild verbundenen Geschichte Glauben, man hielt das Ganze schlicht für einen Witz. Doch der damalige Chef des Komitees für Staatliche Sicherheit, Andropow, fand das Foto in der ausländischen Zeitung überhaupt nicht lustig. Er befahl, das »Objekt Paris« innerhalb kürzester Zeit bis auf den letzten Stein abzureißen. Mehrere Bauarbeiterbrigaden des Verteidigungs- und des Innenministeriums waren am Abbau der französischen Hauptstadt beteiligt. Es musste schnell gehen, quasi über Nacht.

Laut Augenzeugenberichten verbrauchte der Sicherheitsdienst

mehr Geld für die Planierung von Paris als zuvor für den Aufbau der Stadt. Außerdem kamen infolge der überstürzten Abrissarbeiten viele wertvolle Gegenstände abhanden. Die ganze Pariser Ausrüstung blieb praktisch auf der Strecke, unter anderem über fünfhundert Fernseher der Marke Philips, mehrere hundert Kühlschränke, etliche Fahrzeuge, eine Unmenge von Türen und Fenstern. Trotz strengster Kontrollen verschwanden sogar ganze Häuser. Kurzum: Es wurde geklaut, was das Zeug hielt. Die Chefs der Staatssicherheit verfolgten die Diebe aber nicht weiter, sie wollten nur ihr Paris begraben und die Geschichte so schnell wie möglich der Vergessenheit überantworten.

Im Nachhinein hatte der Untergang der Stadt sogar einen positiven Einfluss auf die Architektur vieler Dörfer in der südrussischen Steppe. Immer wieder wunderten sich Reisende über die schicken verglasten Türen und ungewöhnlich breiten Fenster an dem einen oder anderen Schweinestall. Noch zehn Jahre danach lag eine vier Meter große kaputte Big-Ben-Uhr mit abgebrochenem Stundenzeiger in einer Kurve vor der Kreisstadt Inosemzewo. Sie galt den Einheimischen als eine der größten Sehenswürdigkeiten in der Gegend. Obwohl alle Bewohner so taten, als hätten sie keine Ahnung, woher das Ding stammte, wurde die Riesenuhr im Volksmund ironisch als »Denkmal der verlorenen Zeit« bezeichnet.

Wir waren damals noch zu jung, um das falsche Paris persönlich zu erleben, dafür konnten wir uns nun von dem wahren Paris ein Bild machen. Nichts einfacher als das - schon seit Wochen lagen unsere Busreisekarten auf dem Kühlschrank in der Küche, wir mussten nur noch die Koffer packen.

Tschüss, Marzahn, wir ziehen auf den Montmartre!

Unsere Nachbarn im Ausländerheim wussten von unserem Vorhaben und fingen an, Andrej und mich zu hänseln. »Na,

wann geht's los?«, fragten sie uns jedes Mal, wenn wir uns im Treppenhaus begegneten.

»Haltet die Klappe!«, antworteten wir. Dann bekamen wir jedoch unerwartet Besuch. Korchagin und Mascha, zwei Freunde von uns aus Moskau, riefen eines Abends gegen acht bei uns an. Allerdings nicht von Moskau aus, sondern aus Berlin, aus einer Telefonzelle am Kaiserdamm. Sie hätten Hunger und würden sich in Berlin überhaupt nicht auskennen, erzählten sie uns am Telefon. Wir wären nun ihre einzige Hoffnung. Ich kannte die beiden schon lange, in Moskau hatten wir zusammen im Theater der sowjetischen Armee gearbeitet: Korchagin war ein angehender Regisseur, seine Freundin Mascha eine begabte Schauspielerin. Zusammen hatten wir seinerzeit mindestens eine Zisterne Portwein im Theater der sowjetischen Armee geleert. Solche Verbindungen muss man pflegen.

Mein Freund Andrej kannte Korchagin und seine Freundin auch ein wenig. Er hatte mich damals oft im Theater besucht. Außerdem waren wir einmal alle zusammen in das Krankenhaus gefahren, wo Mascha ihren Sohn auf die Welt gebracht hatte. Und mit ihr, dem Säugling Nikolaj und noch einigen anderen Frauen aus der Abteilung Frühgeburten sind wir dann in der Parkanlage spazieren gegangen. Heute kann ich mich gar nicht mehr richtig daran erinnern, wie und warum uns diese Frauen dann überredet hatten, ihnen unsere Kleider zu überlassen. Sie müssten mal kurz in die Stadt, hatten sie behauptet. Am Ende hauten sie jedoch in unseren Klamotten ab, und wir drei Männer standen wie Idioten in der Parkanlage der Entbindungsstation herum, ohne Hosen und Mäntel, dazu noch jeder mit einem Kind auf dem Arm. Und Mascha war die Anführerin dieser Frauenbande gewesen.

Damals konnte sich Mascha noch nicht entscheiden, ob sie mit Korchagin weiter zusammenleben wollte oder doch besser ohne ihn. Sie erlebten miteinander noch viele Abenteuer, bevor

sie eine richtige Familie wurden. Und danach eigentlich auch noch. Das abenteuerliche Leben schien bei ihnen endlos weiterzugehen. Und nun standen sie hungrig am Kaiserdamm.

»Wir haben gerade zwei Wochen in Paris verbracht«, erzählte Korchagin uns am Telefon, »und sind heilfroh, dass wir da lebendig rausgekommen sind. Jetzt wollen wir nach Hause, haben aber überhaupt kein Geld mehr.«

»Bleibt, wo ihr seid, wir holen euch ab«, versprach ich ihm, »aber habt Geduld, Berlin ist ziemlich groß, es dauert mindestens zwei Stunden, bis wir aus Marzahn am Kaiserdamm sind.«

Andrej und ich fuhren sofort los, gerieten aber in den traurigsten Pendelverkehr, den ich jemals in Berlin erlebt habe. Alle zwei Stationen mussten wir den Zug wechseln. Drei Stunden brauchten wir bis zum Kaiserdamm, und dort noch über eine Stunde, bis wir unsere Freunde gefunden hatten. Es regnete heftig, wir waren verzweifelt und müde, suchten aber immer weiter. Als wir Korchagin und Mascha endlich entdeckten, standen sie noch immer in einer Telefonzelle. Kurz nach Mitternacht kamen wir wieder in Marzahn an. Unser sonst stets verfluchtes Ausländerheim kam uns in dieser Nacht wie ein geliebter und ersehnter Zufluchtsort vor. Endlich zu Hause, dachten wir. Korchagin und Mascha pendelten den Rest der Nacht zwischen Badewanne und Kühlschrank hin und her, sie wollten schnell alles nachholen, was sie in Paris vermisst hatten: heißes Wasser, Tabak und warmes Essen. Wir ließen sie schließlich allein mit unserem Luxus und gingen völlig übermüdet ins Bett.

Am nächsten Tag erst erzählten sie uns beim Frühstück, was ihnen in Frankreich widerfahren war. Seit Jahren stand Korchagin im Briefkontakt mit einem Herrn Snorowski in Paris. Snorowski war Schriftsteller und Dramaturg, aber in erster Linie politischer Dissident. Er hatte Anfang der Siebzigerjahre Russland verlassen oder wurde sogar als Andersdenkender

rausgeschmissen und wohnte seitdem mit seiner Frau, einer Künstlerin und Herausgeberin der Kunstzeitschrift »Ernte«, in Paris. Korchagin wollte einmal zu Beginn der Perestroika ein Theaterstück von Snorowski inszenieren und damit für dessen künstlerisches Comeback in Russland sorgen. Viele alte Dissidenten kehrten damals gerade aus dem Ausland zurück, auch Solschenizyn packte schon seine Sachen. Doch Herr Snorowski schien auf das baldige Wiedersehen mit der Heimat nicht besonders scharf zu sein. »Nein«, antwortete er meinem Freund, als der ihn nach Moskau zur Theaterpremiere einlud, »schauen Sie lieber bei uns in Paris vorbei.«

Korchagin verstand diese Höflichkeitsfloskel von Snorowski als ehrlich gemeinte Einladung. Er borgte sich das Geld für zwei Fahrkarten und fuhr zusammen mit Mascha nach Paris. Herr Snorowski empfing sie zuerst sehr freundlich und veranstaltete zu Ehren der beiden Gäste aus Moskau sogar eine Party. Obwohl der Mann schon fast zwanzig Jahre im Ausland lebte, schien er immer noch den russischen Trinktraditionen verbunden zu sein: Er leerte eine Flasche Wodka nach der anderen und bekam nicht einmal Farbe ins Gesicht. Auch die anderen alten Dissidenten und Künstler waren gut in Form. Viel besser als die Gäste aus der Sowjetunion. Korchagin, selbst ein erfahrener Trinker, kam kaum hinterher. Im Verlauf des Abends lud er Snorowski erneut zur Premiere seines Stückes nach Moskau ein. Er hielt sogar eine kleine Rede. »Es ist Zeit«, sagte er zu der alten Garde am Tisch, »dass die russischen Exilanten nach Hause zurückkehren. Unser Land wird immer offener, und gerade Sie mit Ihren wertvollen Erfahrungen nach zwanzig Jahren Exilleben können nun dem Volk große Dienste beim Aufbau eines neuen Russlands erweisen.« Danach schwiegen alle eine Weile. Herr Snorowski wurde noch blasser im Gesicht. »Aber natürlich werde ich zurückkehren, mein junger Freund!«, antwortete er Korchagin. »Nur stelle ich mir meine Rückkehr etwas anders vor.« Plötzlich sprang er auf einen Stuhl und

schrie:

»Wenn unsere Panzer erst einmal über den Roten Platz rollen, werde ich auf dem ersten Wagen stehen und persönlich dafür sorgen, dass an jeder Straßenlaterne ein Kommunistenschwein hängt. Die Parteibonzen sperre ich nackt in Käfige und stelle sie im Moskauer Zoo aus. Alle Polizisten werden den Rest ihres Lebens im Knast verbringen, und Lenin hole ich eigenhändig aus dem Mausoleum und röste ihn auf dem Ewigen Feuer vor der Kremlmauer. So stelle ich mir meine Rückkehr vor - so und nicht anders!«

»Bravo!«, rief die alte Garde, »hurra, es lebe Snorowski!«

Korchagin wurde schlagartig nüchtern und bemerkte, dass er an die falsche Tür geklopft hatte. Wie Schuppen fiel es ihm nun von den Augen: Nicht die berühmte russische Boheme von Paris saß vor ihm, sondern nur ein Dutzend alter, hoffnungsloser Säufer - Menschen, die in absoluter Isolation lebten und weder von Russland noch von Frankreich eine Ahnung hatten.

»Komm, wir gehen«, sagte Korchagin zu Mascha und stand auf.

»Sag deinem KGB, es soll sich ins Knie ficken«, schrie der angetrunkene Snorowski auf der Treppe hinter ihm her. »Und nicht solche kleinen Arschlöcher wie euch zu mir schicken!«

Korchagin und Mascha standen auf der Straße. Sie hatten gerade noch genügend Geld, um sich Fahrkarten für den Rückweg zu kaufen, und in dieser Nacht lernten sie Paris kennen. Sie sahen sich die schönen Kneipen auf dem Montmartre an, das Centre Pompidou und den Jardin du Luxembourg, zehn Minuten zu Fuß vom Montparnasse. Danach schliefen sie an einer Bushaltestelle an der Avenue de l'Observatoire. Die ganze Nacht fuhren die Busse an ihnen vorbei.

Am nächsten Tag gingen sie, hungrig und unausgeschlafen, wieder zum Jardin du Luxembourg. Besonders interessant

fanden die beiden die Brunnenanlage am Rande dieses großen Parks, die Fontaine des Médicis. Dort fütterten die Touristen die Pariser Tauben. Die fetten Vögel flogen teilweise mit ganzen Baguettes in den Schnäbeln pausenlos in tiefen Kreisen um den künstlichen Wasserfall. So viel, wie sie dort bekamen, konnten sie gar nicht fressen. Der Brunnen selbst war voller Geld. Die reichen Touristen schmissen dort immer wieder Münzen hinein. Mascha und Korchagin überlegten, was besser wäre: die Tauben zu überfallen, um ihnen ein paar Baguettes aus den Schnäbeln zu reißen, oder nachts diese Parkanlage aufzusuchen, um in dem Brunnen die Münzen einzusammeln.

Die Tauben bei Tageslicht zu jagen, trauten sie sich nicht, also entschieden sie sich für den Brunnen bei Nacht. In der Hoffnung auf baldige Beute beschloss Korchagin kurzerhand, das letzte Geld zu verprassen. Er schickte Mascha los, um die billigsten Konserven zu kaufen, die sie finden konnte. Sie musste nicht lange suchen: Gleich hinter dem Jardin du Luxembourg fand sie auf einem kleinen Touristenmarkt sehr preiswerte rote Konservenbüchsen zu drei Francs das Stück. Sie sahen aus wie russische Fischkonserven, doch auf dem Etikett war, statt irgendwelcher Tiere oder Fische, der Eiffelturm abgebildet. »Air of Paris« stand auf den Büchsen.

»Gut?«, fragte Mascha den Verkäufer, einen alten Jugoslawen mit Schnauzbart, »bien?«

»Gut!«, erwiderte der Jugoslawe, »bien!«, und lächelte milde.

Mascha hatte keinen Grund, dem Mann nicht zu trauen, also kaufte sie fünf Büchsen auf einmal und schräg gegenüber in einer Bäckerei noch ein Baguette dazu, das teurer als die Konserven war. Dann machten die beiden es sich auf einer Bank bequem, und Korchagin öffnete eine Dose. Die erste war leer, die zweite auch.

»Ich breche dem Jugoslawen alle Knochen!«, versprach Mascha sofort. Korchagin meinte jedoch, der Schurke wäre

bestimmt längst über alle Berge.

»So eine Sauerei!«, regte er sich auf. »Bei uns in Russland fallen die Menschen selbst in den schlimmsten Gegenden nicht so tief.« Für alle Fälle entschieden sie sich, doch nach dem Jugoslawen zu sehen, der ihnen die leeren Dosen angedreht hatte. Der Mann stand immer noch seelenruhig an seinem Platz und hatte anscheinend auch nicht vor abzuhauen. Im Gegenteil, er winkte Mascha freundlich zu und lächelte milde, als sie ihm voller Zorn die leere Büchse vor die Nase hielt.

»Ihr seid Russen, nicht wahr?«, fragte er sie plötzlich auf Russisch, fast ohne Akzent. »Warum seid ihr Russen nur so blöde? Was dachtet ihr denn, was da drin ist? Wurst? Oder Kaviar?« Der Jugoslawe lachte.

»Vielleicht sind wir blöd, du aber bist ein Schurke«, erwiderte Mascha. »Die Dosen, die du uns verkauft hast, sind leer, da ist nichts drin!«

»Richtig«, bestätigte der Jugoslawe, »gar nichts ist in meinen Büchsen. Nur Luft. Pariser Luft, das beliebteste Souvenir bei allen Touristen. Wenn sie zurück nach Hause kommen, dann können sie noch mal daran riechen und sich dabei an das schöne Paris erinnern. Ihr habt euch den Spaß schon versaut. Aber macht nichts, ihr seid ja noch in Paris, also atmet tief ein. Ich mache das schon seit zehn Jahren und bin total fit!« Der Jugoslawe holte tief Luft und klopfte sich mit der Faust auf die Brust. »Gut bekömmlich, die Pariser Luft!«

»Du bist ein Mistkerl«, sagte Mascha zu ihm. »Ich habe dir unser letztes Geld gegeben, und du hast mich für dumm verkauft und dabei noch so getan, als könntest du kein Russisch.«

»Das stimmt nicht«, verteidigte sich der Jugoslawe, »du hast mich ja auch nicht auf Russisch angesprochen. Woher sollte ich wissen, wer ihr seid? Ihr hättet ja auch aus der Türkei kommen können.«

»Geben Sie uns einfach das Geld wieder zurück«, schlug

Korchagin vor, um die sinnlose Diskussion zu beenden.

»Kommt nicht in Frage«, erwiderte der Verkäufer. »Ihr habt für eure Groschen immerhin meine Luft geschnüffelt. Wisst ihr eigentlich, was es mich kostet, das Zeug in Büchsen zu kriegen? Wir sind quitt.«

Mit leeren Händen gingen Korchagin und Mascha wieder zurück zum Jardin du Luxembourg. Überall in den Kneipen saßen rotwangige Franzosen und amüsierten sich. Sie tranken Bier und Wein und aßen von großen Tellern unbekannte Gerichte. Die Pariser Luft roch nach Fett und Schokolade, sättigte aber nicht.

Schließlich beobachteten sie zwei Indianer mit langen Haaren, die wie Zwillingbrüder aussahen, von einer Kneipe zur anderen zogen und die Franzosen mit ihrer Folklore unterhielten. Die Indianer trauten sich nicht, in die Kneipen reinzugehen, wahrscheinlich weil sie keine richtigen Musiker waren. Aber die Tische draußen waren auch gut besetzt, und die beiden machten vor jeder Kneipe Halt. Einer zog eine Blockflöte aus der Tasche. Die Töne aus seiner Flöte waren als Musik kaum erkennbar. Sie ähnelten eher dem Piepsen einer Katze, die nicht richtig aufgepasst und unter die Räder eines Citroens gekommen war.

Trotzdem hatten die Indianer mit dieser Nummer Erfolg. Wenn der eine Bruder mit dem Musizieren fertig war, nahm der andere seinen Hut ab und klapperte die Tische ab. Das Publikum war meist großzügig und warf Münzen in den Hut. Vielleicht gefiel den Leuten die freche Art, mit der die Brüder sie um Geld angingen, vielleicht hatten sie aber auch genug von der indianischen Folklore und wollten sich durch ihre Spende einfach wieder Ruhe erkaufen. Mascha hatte den Indianern eine Weile zugesehen und beschlossen, deren Erfolgskonzept zu kopieren.

»Was die können, können wir auch«, meinte sie zu ihrem Freund.

»Aber dafür brauchen wir mindestens einen Hut und eine Blockflöte«, wandte Korchagin ein.

»Nein«, widersprach Mascha, »wir brauchen keine Flöte und auch keinen Hut, wir sind doch keine Indianer. Wir werden es euch noch zeigen!«, drohte Mascha in Richtung eines nahe gelegenen Restaurants.

»Was hast du vor?«, fragte Korchagin seine Freundin misstrauisch.

»Ich möchte das Pariser Publikum mit einem Stück wilder russischer Folklore überraschen«, erklärte Mascha. Sie war inzwischen ziemlich hungrig und zu allem bereit. »Wir haben auf der Theaterschule nicht umsonst tanzen gelernt. Ich werde einen Bauchtanz hinlegen, und du sammelst dann mit einem Pappteller das Geld ein.«

»Ich denke gar nicht dran, ich käme mir ja wie ein Zuhälter vor«, widersprach ihr Korchagin. »Ich kann nicht mit einem Pappteller in der Hand fremde Menschen um eine kleine Spende bitten. Lieber bringe ich mich um.«

Mascha gab nicht auf: »Dein Stolz und deine Ehre haben uns in diese beschissene Situation gebracht. Jetzt tu auch was, damit wir da wieder rauskommen. Benimm dich wie ein Mann, sonst werde ich meinen Körper verkaufen, das schwöre ich dir«, meinte sie zornig und klopfte sich zur Bekräftigung auf die Schenkel.

Korchagin hatte schon vorher bemerkt, dass die Einheimischen seine Freundin sehr interessiert betrachteten. Sie war eine etwas mollige junge Frau mit sehr beweglichen Körperteilen. Die Franzosen konzentrierten ihre Blicke immer wieder auf Maschas Hüften. In ihren grünen zerrissenen Strümpfen sah sie besonders verführerisch aus. Die Einheimischen warteten wahrscheinlich nur darauf, dass sie voller Verzweiflung anfang, ihren Körper zu verkaufen. Dann werden sie bestimmt Schlange stehen, vermutete Korchagin.

Nun sah er sich gezwungen, eine Entscheidung zu treffen. Mascha ahnte, dass ihr Mann einen tiefen inneren Konflikt mit sich austrug, und schwieg.

»Ich werde singen«, beschloss Korchagin nach einer langen Pause.

»Aber du kannst doch gar nicht singen«, erwiderte Mascha. »Wir kennen uns so lange, und ich habe dich noch nie singen gehört.«

»Dann wirst du deinen Mann bald von einer völlig neuen Seite kennen lernen«, meinte Korchagin, »ich werde singen, ich kann das.« Sie gingen zu einer Parkbank, um eine kurze Probe abzuhalten. Das Repertoire von Korchagin erwies sich als nicht besonders groß. Genau genommen bestand es nur aus zwei Liedern, die er aber auswendig und bis zum Ende konnte: »Die Heuschrecke in der Streichholzschachtel« - ein Lied aus Korchagins Kindergartenzeit und »Neue Horizonte« - ein Lied aus seiner Zeit als Komsomolze. Das Lied war einst entstanden, um junge Leute auf die Baustellen der neuen Eisenbahnlinien zu locken. Mit diesem Lied waren die Studenten in den Achtzigerjahren nach Sibirien gefahren, um ihren Beitrag zum Aufbau der Baikal-Amur-Magistrale zu leisten. Nun sollten die »Neuen Horizonte« möglichst viele Franzosen motivieren, sich von ein paar Münzen zu verabschieden. Mascha war nicht besonders zuversichtlich. Korchagin sang erst einmal mit leiser Stimme nur für sie, zweimal hintereinander. Es klang bescheuert und Misstrauen erregend.

»Sie werden uns einsperren«, befürchtete Mascha und lehnte das Lied ab. Es blieb also nur noch »Die Heuschrecke in der Streichholzschachtel«, auch nicht gerade die allererste Sahne der russischen Folklore, immerhin war das Lied seinerzeit für Dreijährige geschrieben worden. Aber wer sollte ihnen hier auf die Schliche kommen, in dieser fremden Stadt, dreitausend Kilometer von ihrer Heimat entfernt? Was wissen die hier schon über die russischen Kindergärten und deren Liedgut! Mascha

zerrte aus einem Abfallkorb neben der Bank einen Pappteller und wischte ihn im Gras sauber. Sie wählten nur solche Kneipen, in denen die Gäste gerade zu essen angingen.

Korchagin stellte sich in Positur und legte los. Schnell merkte er, dass sein Lied zu lang für solche Auftritte war, und reduzierte es auf die ersten zwei Strophen:

Heuschrecke in der Streichholzschachtel, Ich lasse dich frei;
Heuschrecke in der Streichholzschachtel, Fliege bis ins All;
Heuschrecke in der Streichholzschachtel, Spring ins grüne
Feld;

Heuschrecke in der Streichholzschachtel, Deine Heimat ist die
ganze Welt.

Und das fünfzehnmal hintereinander. Die Franzosen waren begeistert. Jedes Mal, wenn Korchagin aufhörte und Mascha mit dem Pappteller in der Hand zwischen den Tischen manövrierte, zückten sie ihre prallen Brieftaschen. Mascha sagte jedes Mal lächelnd: »Merci beaucoup.« Korchagin hatte den schweren Verdacht, dass die Franzosen Mascha auch ohne seinen Gesang Geld geben würden, nur um das »Merci beaucoup« von ihr zu hören.

Nach zwei Stunden Singen hatten die beiden genug Geld, um sich etwas zu essen leisten zu können. In einem arabischen Imbiss bekamen sie für dreißig Francs eine heiße scharfe Suppe und massenweise Fladenbrot.

»Ich hätte nie gedacht, dass Singen so ekelhaft sein kann«, seufzte Korchagin.

»Das hängt vom Repertoire ab«, widersprach Mascha.

Inzwischen dämmerte es, und unsere Freunde bereiteten ihren nächsten Coup vor: den Überfall des Brunnens im Jardin du Luxembourg.

»Wenn es uns gelingt, zumindest einen Teil der Münzen rauszuholen, können wir noch ein paar Wochen länger in Paris Besichtigungsrunden drehen, und du wirst nie mehr im Leben singen müssen«, meinte Mascha. Korchagin hatte bereits als Straßensänger sämtliche Hemmungen überwinden müssen und war nun zu allem bereit. Ihr Plan war einfach: Sie wollten nachts, wenn alle Touristen weg waren, über den Zaun klettern. Dann sollte Korchagin in den Brunnen springen und die Münzen vom Boden aufsammeln, Mascha würde währenddessen draußen Schmiere stehen. Das Ganze schien nicht besonders kompliziert.

»Seltsam, dass vor uns noch niemand auf diese Idee gekommen ist«, wunderte sich Korchagin.

»Du solltest dich in erster Linie auf die großen, silbernen Münzen konzentrieren, und erst wenn du die alle hast, kommen die kleinen gelben dran«, instruierte ihn Mascha auf dem Weg zum Park. Das Tor war geschlossen, aber Korchagin kletterte problemlos über den *Zaun*. Der Park war menschenleer, die Brunnenanlage wurde von zwei Scheinwerfern angestrahlt, und die Münzen unter Wasser waren gut zu sehen. Sie funkelten und lockten Korchagin: »Spring rein und hol uns hier raus«, flüsterten sie. Korchagin zog sich nackt aus und sprang in das Becken. Dann noch einmal und noch einmal, aber immer wieder kam er mit leeren Händen an die Oberfläche, als wären die Münzen am Boden des Beckens festgeklebt.

»Verfluchte Franzosen!«, schimpfte Korchagin. Das Becken war viel tiefer, als er gedacht hatte, und er kam nicht tief genug. »Ich brauche ein Gewicht«, sagte sich Korchagin und ging im Park auf Suche nach einem Stein. Mascha lehnte am Zaun und beobachtete die Straße. Es war so ruhig wie auf einem Friedhof. Nach einer halben Stunde brachte Korchagin ihr die erste Beute. Die Münzen waren enttäuschend klein und gar nicht gelb oder silbern, sondern schienen grün oxidiert zu sein. Alles wertlose Centimes. Korchagin gab jedoch die Hoffnung nicht auf. Seiner Freundin sagte er, gerade eben hätte er unter Wasser einen

Haufen größerer Münzen entdeckt, und die wollte er noch hochholen. Dann verschwand er wieder im Park.

Mascha säuberte inzwischen das Geld mit ihrem Taschentuch, bis es wieder anfangen zu glänzen. Schon bald sah ihre Beute nicht mehr wie Münzen aus dem Brunnen aus, sondern wie richtiges Geld. Eine halbe Stunde war um, aber Korchagin kam und kam nicht. Mascha fing an, sich Sorgen zu machen. Da hielt plötzlich eine schicke schwarze Limousine direkt vor ihrer Nase. Eine Scheibe rollte langsam herunter. Auf dem Rücksitz saßen vier Männer mit schwarzen Kapuzen auf dem Kopf und Maschinengewehren auf den Knien. Zwischen ihnen saß Korchagin, nackt wie Adam, und guckte blöd. Mascha musste lachen, weil das Ganze wie eine Szene aus einem billigen Ninja-Film aussah. Einer der schwarzen Männer winkte mit seiner Waffe und sagte etwas auf Französisch. Mascha reagierte blitzschnell. Sie blickte besorgt auf ihre Uhr und tat so, als müsse sie sich beeilen und würde den nackten Mann in der Limousine nicht kennen. Daraufhin hörte sie Korchagins Stimme: »Komm her, Mascha!« Sie beschimpfte ihren Freund als Verräter, hatte aber keine Wahl mehr und stieg in den Wagen. Das Projekt »Brunnenüberfall« war geplatzt. Die beiden konnten nicht wissen, dass der Jardin du Luxembourg Tag und Nacht überwacht wird. In jedem Baum hängt eine Videokamera, und hinter jedem Busch ist eine Alarmanlage installiert. Als die Polizei auf ihren Monitoren einen nackten Mann mit einem riesengroßen Stein in der Hand auftauchen sah, der wie ein Irrer durch den Park lief, dachte sie sofort, dass muslimische Fundamentalisten einen Terroranschlag vorbereiteten, und schickte eine spezielle Einheit los: die französische Antiterrorgruppe. Die Männer in Schwarz fischten Korchagin aus dem Becken und betäubten ihn zur Sicherheit ein bisschen. Schnell stellten sie fest, dass ihnen nicht zwei gefährliche Terroristen, sondern nur ein paar durchgedrehte russische Touristen ins Netz gegangen waren. Sie amüsierten sich über die

beiden und übergaben sie der Pariser Polizei. Dort überprüften die Beamten ihre Pässe. Korchagin hatte sich inzwischen von dem Schock erholt, er bekam eine warme Decke und sah nun wie ein echter Indianer aus. Mascha war immer noch sauer auf ihn.

»Warum hast du mich zum Wagen gerufen, du hättest doch so tun können, als ob du mich nicht kennen würdest, dann wäre zumindest ich noch auf freiem Fuß!«, schimpfte sie.

»Halt endlich deine Klappe, bitte«, erwiderte Korchagin. Auf Englisch fragte er einen der Polizisten, mit welcher Strafe er zu rechnen habe.

»Mit der Guillotine«, meinte der Polizist und fasste sich zur Bekräftigung an die Gurgel.

»Der spinnt doch nur«, meinte Mascha. Korchagin war aber trotzdem völlig niedergeschlagen. »Egal ob die spinnen oder nicht, die Sache wird schlecht für uns ausgehen, ich habe da so eine Vorahnung«, maulte er. In der Zelle konnte Korchagin die ganze Nacht nicht schlafen, Mascha schnarchte dagegen wie ein Baby.

Am nächsten Tag bekamen sie ihre Papiere zurück, das Visum war durchgestrichen. Trotz der bösen Vorahnung wurden die beiden nicht enthauptet, sie sollten nur am selben Tag noch Frankreich verlassen. Die Polizei brachte sie zum Busbahnhof und reservierte zwei Plätze in einem Bus, der Richtung Osten fuhr. Die Decke ließen die Polizisten Korchagin als Abschiedsgeschenk. Während der gesamten Fahrt schimpfte er vor sich hin. Er verfluchte alle: die Exilrussen, die blöden Touristen im Jardin du Luxembourg und die französische Polizei.

»Ich fand sie alle sehr nett«, meinte Mascha.

In Berlin stiegen sie aus. Andrej und ich halfen unseren Gästen, so gut wir konnten. Wir fütterten sie mit Wurst und Bier und kratzten das Geld für zwei Zugfahrkarten nach Moskau

zusammen.

»Eins rate ich euch, Jungs«, sagte Korchagin zum Abschied am Bahnhof Lichtenberg, »fahrt nie nach Paris. Paris ist ein einziger großer Beschiss, nichts weiter.« Mascha blieb jedoch von Paris begeistert und wollte diese Stadt unbedingt noch einmal besuchen.

»Ich komme wieder«, sagte sie.

»Paris ist vielleicht schön für Frauen, aber für Männer ist es nichts«, resümierte Korchagin. Er hatte sich in Frankreich zu einem richtigen russischen Patriot entwickelt.

Als unsere Freunde fort waren, überlegten Andrej und ich, ob wir unsere geplante Busreise wirklich noch machen sollten. Inzwischen hatte man uns so viel von Paris erzählt, dass es uns vorkam, als wären wir schon mehrmals dort gewesen.

»Lass uns lieber nach Amsterdam trampen«, meinte Andrej, »dort stehen nackte Frauen jeden Kalibers in den Schaufenstern, und überall hängen Weihnachtsgirlanden, das ganze Jahr über.«

»Ach was!«, sagte ich, »Amsterdam ist nur was für Omas und Opas! In vier, fünf Stunden bist du schon da. Wenn überhaupt, dann wollen wir richtig verreisen. Nach Australien zum Beispiel oder nach Japan. Eigentlich wollte ich immer schon einmal nach Amerika. Lass uns hier noch ein wenig Geld verdienen und dann nach Amerika fliegen. Sechshundert Mark kostet es hin und zurück von Berlin nach New York, das schaffen wir doch locker.«

»Amerika ist cool!«, bestätigte Andrej und holte sich noch ein Bier aus dem Kühlschrank.

Statt nach Paris zu fahren, gingen wir ins Kino. »Pretty Woman« hatte gerade Premiere in den Berliner Kinos. Aus diesem Film konnten wir nur wenig Neues über Amerika erfahren: Auf der anderen Seite der Erde schien wie immer die Sonne, und Richard Gere langweilte sich fürchterlich. Er wusste nicht, was er mit seinem Geld anfangen sollte, und zerrte Julia

Roberts aus dem gefährlichen Straßenmilieu in sein nobles Hotelzimmer. Das Mädchen badete im Schaum, der Mann schaute ihr zu. Nach zwei Stunden konnte er sich noch immer nicht entscheiden, ob er zu ihr in die Wanne springen oder lieber doch im Trockenen bleiben sollte.

Andrej und ich konnten uns mit den Helden der Leinwand nicht identifizieren. Wir hatten zurzeit ganz andere Probleme. In Berlin lag überall Schnee. Es wurde immer früher dunkel. Das Leben im Ausländerheim ging uns langsam auf den Geist. Unsere Nachbarn begaben sich täglich auf Wohnungssuche. Sie lasen Zeitungsannoncen, schlossen Freundschaften mit irgendwelchen russischen Immobilienmaklern und versuchten, korrupte Sachbearbeiter in den Wohnungsbaugesellschaften zu bestechen, um irgendwo in Charlottenburg oder Schöneberg eine gute und preiswerte Sozialwohnung zu bekommen.

Wir fuhren jeden Tag mit der S-Bahn zum Prenzlauer Berg und schauten uns dort leer stehende Häuser an, in der Hoffnung, eine passable Wohnung mit Dach und Fußboden zu finden. Das war nicht leicht: Die meisten Häuser, die wir durchstöberten, waren bereits von gierigen Hausbesetzern erobert. Sie kamen fast alle aus Westdeutschland, um hier ein neues freies Leben, fern der Eltern und des Kapitalismus, zu beginnen. Doch kaum waren sie eingezogen, verwandelten sich selbst Hardcore-Anarchos in schlimme Imperialisten. Sie wollten nicht teilen. Mit Sprüchen wie »Mein Hund braucht auch ein Zimmer« oder »Die Wohnung gegenüber ist für meine Freundin« komplimentierten uns die Hausbesetzer wieder hinaus.

Verzweifelt wollten wir schon in ein halb zerstörtes Hinterhofgebäude in der Kastanienallee einziehen. Dort standen zwei Wohnungen leer, beide ohne Strom und mit eingeschlagenen Fensterscheiben. Die eine Wohnung hatte ein großes Loch in der Decke. Die andere Wohnung ein Stockwerk höher hatte logischerweise dasselbe Loch im Fußboden. Wir überlegten krampfhaft, welche der beiden Wohnungen

vorteilhafter wäre: eine ohne heilen Boden oder eine ohne Decke. Ich als bodenständiger Mensch war der Meinung, erst ein Fußboden mache eine Ruine zu einer gemütlichen Wohnung. Mein etwas verträumter Freund Andrej meinte jedoch, ein Loch in der Decke würde sein Leben zu einem Albtraum machen.

Ohne die Unterstützung des Vatikans hätten wir dieses Problem nicht lösen können. Zum Glück trafen wir in einer Kneipe in der Schliemannstraße auf eine Gruppe von Landsleuten, die sich »Papstkinder« nannten und bereits ein ganzes Haus in der Lychener Straße in ihre Gewalt gebracht hatten. Schon am nächsten Tag zogen wir aus dem Ausländerheim aus und bei ihnen ein.

Die Papstkinder bildeten Anfang der Neunzigerjahre eine eigenständige Migrationswelle. Sie war natürlich viel kleiner als die anderen aus Osteuropa und fiel deswegen nicht besonders auf. Mit mehreren Leuten aus dieser merkwürdigen Bewegung habe ich heute noch Kontakt. Damals beabsichtigte der Papst, Polen zu besuchen. Sofort breitete sich eine große Hysterie unter den zahlreichen Katholiken in Russland, Weißrussland und der Ukraine aus. Sie alle wollten den Papst sehen. Tausende von Pilgern versammelten sich entlang der russischpolnischen Grenze und wurden dort von den Grenzpatrouillen angehalten. Für die Einreise nach Polen brauchten russische Staatsbürger damals ein Visum und eine schriftliche Einladung. Der Papst hieß zwar alle Pilger willkommen, tat dies aber leider nur mündlich.

Die Situation an der Grenze spitzte sich immer mehr zu. Vielen Gläubigen an der Grenze ging es nicht gut. Sie mussten unter freiem Himmel übernachten, hatten kaum zu essen, waren erschöpft und verzweifelt, gingen aber nicht nach Hause zurück. Beide Regierungen rechneten mit schlimmen Auseinandersetzungen zwischen den Pilgern und dem Grenzschutz. Schließlich erließen sie eine Sonderregelung für die Gläubigen, die jedoch nur drei Tage Gültigkeit hatte: Trotz

fehlender Einladung durften sich die Pilger mit Namen und Passnummern in spezielle Listen eintragen. Danach konnten sie in Gruppen dem Papst entgegengehen und ihn begrüßen, dann mussten sie schnellstens wieder zurück. Aber drei Tage lang stand ihnen die Grenze praktisch offen. Einige junge Leute nutzten diese Gelegenheit, um ihre Heimat für immer zu verlassen. Die ganzen auf Listen erfassten Gruppen lösten sich sofort hinter der polnischen Grenze auf und verschwanden in der großen weiten Welt. Der Papst tourte ein paar Tage durch Polen, und überall wurde sein Erscheinen vom Volk mit großer Begeisterung aufgenommen. Danach fuhr er in den Vatikan zurück. Die Pilger, die aus ganz Europa nach Polen gekommen waren, fuhren ebenfalls wieder nach Hause: nach Deutschland, Frankreich und Spanien. Die Russen fuhren einfach mit ihnen mit. Die Papstkinder, die wir in der Kneipe an der Schliemannstraße kennen gelernt hatten, waren auf diese Weise nach Berlin gekommen. Dort besetzten sie ein Haus und nahmen Kontakt zu sowjetischen Militärtruppen in Potsdam auf. Diese verfügten noch über einen eigenen Schlachthof und produzierten auf ihrem Kasernengelände tolle Würste, die sie jedoch nicht an die deutsche Bevölkerung verkaufen durften. Die Papstkinder schlossen nun mit den Potsdamer Offizieren einen Handelsvertrag, auf dessen Grundlage sie die russische Wurst an den deutschen Mann brachten. Als Wurstdealer machten sie bald größere Umsätze als ihre Nachbarn in der Lychener Straße, die nur mit Haschisch handelten.

Auch ich kaufte bei den Papstkindern mehrmals große Mengen Wurst ein, obwohl Andrej mich mit immer neuen haarsträubenden Theorien terrorisierte: Er behauptete, die Würste wären aus Jungsoldaten gemacht, deswegen wären sie auch so fettarm. Es gab damals immer wieder Gerüchte, dass Soldaten aus den sowjetischen Militärtruppen einfach verschwanden, was Andrej in seiner Theorie bestätigte, die Krieger seien im Fleischwolf gelandet. Ich ließ mir trotzdem

nicht den Appetit verderben.

Die Papstkinder waren allesamt sehr aktive, abenteuerliche Typen. Sie hatten die Reisefreiheit für sich entdeckt und konnten nun nicht genug davon kriegen. Ich kannte einige, die es bis nach Südafrika geschafft hatten. Auch in einem französischen Kloster waren eine Zeit lang mehrere Zellen von ihnen belegt. Mein alter Moskauer Freund Alex gehörte zum Beispiel dazu. Zuerst verbrachte er mehrere Wochen in einem katholischen Kloster vierzig Kilometer von Paris entfernt, dann zog er als Untermieter bei einem französischen Seemann am Porte de Versaille ein. Der Seemann war oft unterwegs und hatte eine Sozialwohnung in einem Haus, in dem sonst ausschließlich pensionierte Polizisten lebten. Sie alle hielten Alex für einen russischen Spion und machten aus lauter Langeweile jeden Tag Jagd auf ihn. Doch er hatte zu diesem Zeitpunkt nichts mehr zu befürchten. Als einer der wenigen Russen hatte er das Glück, dass man ihm in Frankreich politisches Asyl gewährte.

In Moskau hatte er als Maler gut gelebt und eine neue Schule gegründet, den so genannten antisozialistischen Realismus - eine Mischung aus Realismus und Politsatire. Auf seinem berühmtesten Bild las ein Braunbär die Zeitung »Prawda«, während draußen vor seinem Haus ein langhaariger Mann gekreuzigt wurde. Oder er malte ein im Eis stecken gebliebenes Schiff, das den stolzen Namen »UdSSR« trug. In Moskau war Alex prominent. Er wurde als Andersdenkender zwar ein bisschen von der Staatsmacht verfolgt, durfte seine Bilder nicht ausstellen und wurde sogar immer mal wieder von irgendwelchen Typen, die er für Agenten des KGB hielt, ordentlich verprügelt, aber im Großen und Ganzen ging es Alex gut. Der sozialistische Staat reagierte in den Achtzigerjahren nachdenklicher und milder auf politische Provokateure als früher. Nur wenn es ums Geld ging, zeigte er Härte, alles andere interessierte ihn nicht mehr so sehr.

Alex war ein großer dicker Mann um die dreißig, seine glatt

gekämmten Haare reichten ihm bis zum Hintern, sein Bart bis zum Bauchnabel. Er sah aus wie ein Mann der Kirche. Als autoritärer Mensch war Alex zudem der Meinung, alle müssten ihm zuhören. Diese Haltung brachte ihm zwar bei seinen Künstlerkollegen Respekt ein, kam aber bei den Frauen in der Szene extrem schlecht an. Alle seine Freundinnen verließen ihn nach zwei bis drei Wochen wieder. Alex rauchte nicht und trank nicht, er nahm auch keine Drogen und forderte von seinen Mitmenschen, sie sollten genauso leben wie er. Vielleicht wurde seine erste Liebe gerade deswegen drogensüchtig und brannte mit einem Drogendealer nach Mittelasien durch. Seine zweite Liebe, die er sogar geschlagen haben soll, um sie vom Rauchen abzubringen, fing an zu trinken. Alex litt unter Einsamkeit. Alle anderen Künstler aus seinem Kreis hatten stets ein gut aussehendes Mädchen an ihrer Seite - ein Moskauer Maler ohne mindestens eine Frau, die ihn vergötterte, war nur ein halber Maler. Alex suchte krampfhaft nach seinem Glück.

Eines Tages lernte er eine Gymnasiastin kennen.

Sie trafen sich auf einem Konzert der russischen Kultband *Aquarium*. Anna war, wie viele andere Mädchen aus der Szene, in Boris, den Sänger der Gruppe, verliebt. Leichten Herzens sagte Alex, der Sänger von *Aquarium* sei sein bester Freund, und immer wenn er ein neues Lied schreibe, frage er ihn, ob das Lied gut sei. Die naive Anna kaufte ihm das ab. Die beiden kamen einander näher. Der Held Boris sprang auf der großen Bühne des Kulturklubs herum und besang die zahlreichen Wunder der beiden russischen Hauptstädte, er besang die Heiligen ohne Nimbus und die Frauen ohne Gesichter. Alex schrie Anna währenddessen ins Ohr, dass eine kulturelle Revolution notwendig sei und man mit dem Aufbau eines neuen Weltverständnisses beginnen müsse.

Dies alles verdrehte dem Mädchen völlig den Kopf. Schon kurz darauf machte ihr Alex einen Heiratsantrag. Anna wurde zu der Frau an seiner Seite, ihre Eltern verfluchten und verbannten

sie dafür. Alex war überglücklich. Seine junge Frau war schweigsam, sah ihn mit verliebten Augen an und hörte ihm immer aufmerksam zu. Sie trank nicht und rauchte nicht. Wenn ihr Mann nicht zu Hause war, hörte sie die Kassetten der Band *Aquarium*. Doch mit Anna kam ein unbekanntes Gefühl in Alex' Leben: Zum ersten Mal wurde er seiner selbst unsicher. Das Mädchen war sein plötzlich Realität gewordener Traum von einem »reinen Menschen«. Er malte keine Bilder mit politischen Botschaften mehr, er malte nur noch sie: Anna am See, Anna auf einem Pferd, Anna auf einem Boot, Anna als Akt, als Halbakt...

Alex bekam panische Angst, dass sie ihn irgendwann verlassen würde; einfach so, aus Neugier, um die Welt kennen zu lernen. Er brach mit allen Freunden, ging nicht mehr auf Partys und mauerte seine junge Ehefrau geradezu in ihrer Wohnung ein. Innerhalb von zwei Jahren bekam sie zwei Kinder, Alex wollte unbedingt vier. Aber auch so hatte Anna alle Hände voll zu tun. Doch das war Alex noch nicht genug. Er wollte sein persönliches Paradies noch stärker schützen und suchte nach einer radikaleren Lösung. So kam er auf die Idee, Russland zu verlassen und zusammen mit Frau und Kindern ins Ausland zu ziehen. Nichts schweißt die Menschen stärker zusammen als das Leben in einer fremden Welt. Weil er Künstler war, dazu noch Maler, fiel seine Wahl auf Paris.

»Meine Liebe, wir ziehen auf den Montmartre«, sagte er eines Tages beim Mittagessen zu ihr. Anna ließ diese Nachricht kalt. Mit Alex war sie bereit, sogar bis ans Ende der Welt zu gehen. »Zuerst fahre ich allein hin, um alles zu organisieren, dann komme ich zurück und hole dich und die Kinder«, so plante er. Anna hatte wie immer nichts dagegen einzuwenden. Sie küsste ihren Mann und meinte, er solle sie nicht allzu lange warten lassen. Dann schmiss sie eine *Aquarium*-Kassette in den Rekorder.

Der Papst fuhr nach Polen, und Alex kam ihm entgegen. In

seiner Pilgergruppe hatte er sich schnell zum Hauptpilger hochgearbeitet. Als solcher trug er die Verantwortung für zwei Dutzend Gläubige, die auf seiner Liste standen. Er war der geborene Führer, seine Gabe, das Chaos um sich herum zu ordnen, kam den Pilgern zugute. Während alle anderen unter freiem Himmel schlafen mussten, organisierte Alex für seine Leute eine wunderbare Übernachtungsmöglichkeit in den Klassenzimmern einer polnischen Grundschule. Es war Sommer, die Schüler und Lehrer waren in die Ferien gefahren, und nur ein Wachmann, ein überzeugter Katholik, war geblieben. Er ließ sich von Alex überreden, die Pilgergruppe in die Schule zu lassen und ihr sogar die Schulküche zum Kochen zu überlassen. Die glücklichen und satten Pilger dankten es ihrem Gruppenleiter und begaben sich in die Klassenräume, um zu schlafen.

Während sie schliefen und vom Papst träumten, machte sich ihr Hauptpilger in der Nacht aus dem Staub. Er musste nach Paris. In einem Kloster, vierzig Kilometer von der französischen Hauptstadt entfernt, lernte Alex einen anderen russischen Maler kennen, der gerade aus Paris gekommen war und nun zurück Richtung Heimat pilgerte. Er erzählte Alex, dass man in Paris als Porträtmaler auf der Straße bis zu sechshundert Francs am Tag verdienen konnte, wenn man den richtigen Platz dafür fand. Er gab ihm ein paar Adressen.

Als Vertreter des antisozialistischen Realismus fiel es Alex nicht schwer, Porträts zu malen, in denen sich seine Kunden tatsächlich wieder erkannten. Er fing am Centre Pompidou an. Jeden Morgen stellte er seinen Klappstuhl zwischen zwei Chinesen auf, die mit Hieroglyphen handelten. Die Chinesen boten jedem neugierigen Touristen an, ihm seinen Namen auf Chinesisch zu schreiben. Sie hatten nichts gegen den russischen Künstler und offenbarten ihm sogar ihr Geheimnis: dass sie in Wirklichkeit oft statt der Namen einfach nur lustige Bemerkungen hinschrieben. »Oh, du Arsch!« und Ähnliches.

Manchmal arbeiteten sie auch zusammen: Alex malte ein Porträt, und die Chinesen unterschrieben es.

Alex verdiente am Centre Pompidou nicht schlecht, und sein Antrag auf politisches Asyl wurde von den französischen Behörden positiv aufgenommen. Aber das Geld reichte nicht, um seine Familie nach Paris zu holen. Alex träumte von einem Sitzplatz auf dem Berg. So nannten die Straßenkünstler Montmartre. Die Preise für Porträts waren dort dreimal höher als unten in der Stadt. Doch es war fast unmöglich, nach oben zu gelangen. Auf dem Berg saß seit Jahren die Elite des zeitgenössischen Porträtismus und hatte die Situation fest in der Hand. Neuankömmlinge waren unerwünscht.

Alle Völker und Kunstrichtungen waren auf dem Berg vertreten. Ein Jugoslawe war für die klassische italienische Malerei zuständig. Mit einem Pinsel in der Hand und einem Barett auf dem Kopf sah er auch tatsächlich aus wie Michelangelo. Der Jugoslawe war ein Showmaster: Er sprang rund um seine Staffelei herum, schrie »Bravissimo!« und fuchtelte mit dem Pinsel in der Luft. Malen konnte er nicht, trotzdem waren die Touristen von ihm begeistert. Auf dem Berg gab es auch einen taiwanesischen Künstler, der ein Glasauge hatte. Er malte immer ganz kleine Köpfe auf riesengroße Papierstücke und meinte, dies sei die traditionelle japanische Art. Für die russische Malerei war ein Pole zuständig, der seit zehn Jahren auf dem Berg hockte. Er besaß einen Mercedes und eine französische Geliebte, die ihm in der Arbeitspause Stullen schmierte. Der Pole war mit seinem Leben sehr zufrieden und wollte mit niemandem tauschen.

Ab und zu kletterten auch die anderen Künstler auf den Berg. Sie durften dort aber nicht ihre Utensilien auspacken, sondern trieben sich mit kleinen Malblöcken in der Hand an den Bushaltestellen und Kneipen herum. Dort sprachen sie die Touristen an. Die Bergmafia nannte die Neuankömmlinge »Krokodile« und bekämpfte sie mit allen Mitteln, weil sie ihnen

die Preise versauten. Auch die Polizei jagte die Krokodile immer wieder vom Berg herunter. Alex wollte nicht als Krokodil auf dem Berg erscheinen. Er versuchte, mit der Bergmafia Freundschaft zu schließen. Immer wieder lud er den Polen, den Jugoslawen und den Taiwanesen zum Essen ein. Die Männer klopfen Alex auf die Schulter, und der Pole meinte: »Warte ein paar Jahre, bis ich den Pinsel nicht mehr halten kann. Dann gehe ich in Rente, und du kannst meinen Platz übernehmen.« Er sah jedoch sehr robust aus und hielt seinen Pinsel mit zwei Händen fest.

Die Situation schien hoffnungslos. Aber plötzlich veränderte ein Zufall Alex' Leben: Die Kollegen vom Berg besuchten ihn und erzählten, der serbische Michelangelo habe sich bei der Arbeit die Hand gebrochen. Zu viel Selbstdarstellung sei gefährlich, das habe man ihm schon immer gesagt. Der arme Maler hatte zwei Italienerinnen überzeugt, bei ihm ein Porträt zu bestellen. In seiner Angst, als falscher Italiener entlarvt zu werden, war er zu toll um die Damen herumgesprungen, dabei ausgerutscht und hatte sich die linke Hand gebrochen. Nun war er für mindestens zwei Monate arbeitsunfähig und bereit, seinen Arbeitsplatz währenddessen an Alex unterzuvermieten.

Blitzschnell etablierte sich Alex auf dem Berg. Bald hatte er viele Stammkunden, die ihm Fotos von Verwandten brachten, und wegen seines exotischen Aussehens kam er auch bei den Touristen gut an. Sogar als der Jugoslawe wieder malen konnte, versuchte niemand, Alex wieder nach unten zu verbannen. Er gehörte bereits zum festen Stamm der Berglandschaft. Und dann bekam er auch seine Aufenthaltserlaubnis. Das Geld, um seine Familie nach Paris zu holen, hatte er ebenfalls bald zusammen.

Alex fuhr nach Moskau zurück. Anderthalb Jahre waren inzwischen vergangen. Seine Tochter wurde schon vier und ging in den Kindergarten, sein Sohn lernte gerade sprechen. Alex war sehr aufgeregt, als er die Wohnungstür öffnete. Anna saß in der Küche und hörte *Aquarium*. Sie küsste ihn und freute sich sehr.

Nichts hatte sich verändert.

»Wir ziehen nach Paris um, ich habe schon alles vorbereitet«, kündigte Alex an. »Du, Anna, wirst ab jetzt Annette heißen, Sascha nennen wir Sascha, und Marja wird Marie, so sagen es die Franzosen.« Die Familie reagierte mit lautem »Hurra«. Alex telefonierte mit alten Freunden und ehemaligen Kollegen, er hatte einiges zu verschenken, denn eine Rückkehr der Familie nach Moskau war nicht geplant. Die ganzen armen Künstler räumten seine Wohnung noch am gleichen Abend leer. Alex hatte die vier Fahrkarten nach Paris bereits in der Tasche, außerdem nahmen sie noch einen Koffer mit Kleidern und zwei Kartons mit Musikkassetten und CDs mit.

Drei Tage später saß Anna bereits in der neuen Pariser Wohnung in der Küche, kochte und hörte dabei weiter ihre Lieblingsmusik. Sie bekam nicht viel von Paris mit. Auf dem Rückweg von der Ausländerbehörde zeigte Alex seiner Frau die Sehenswürdigkeiten der Stadt, dazu fuhren sie ein wenig mit der Metro hin und her. Anfangs wollte Anna in eine Sprachschule gehen, um ein bisschen Französisch zu lernen, doch Alex hielt das für keine gute Idee. »Ich kann dir alles Französisch beibringen, das du brauchst«, meinte er.

Der Alltag in Paris brachte kaum Veränderungen in Annas Leben. Alex stand jeden Tag früh auf und kletterte auf den Berg. Dort malte er Porträts und verdiente damit sein Geld. Sie saß zu Hause mit den Kindern, kochte und hörte Musik. Die neue Pariser Wohnung war sogar ganz ähnlich geschnitten wie ihre alte in Moskau, auch die Küche war gleich groß. Manchmal ging die Familie zusammen einkaufen, oder sie machten einen Spaziergang mit den Kindern im nahe gelegenen Park. Einmal gingen sie ins Kino. Alex übersetzte seiner Frau den Film, so gut er konnte. Die Zuschauer neben ihnen regten sich darüber ziemlich auf. Sie wollten den Film nicht noch einmal auf Russisch nacherzählt bekommen und klopfen Alex immer wieder auf die Schulter.

1993 fuhren sie in Familienurlaub nach Berlin. Ich hatte damals noch genug Platz für alle in meiner Wohnung und besaß sechs Matratzen aus dem Stasiknast in Hohenschönhausen. Diese Matratzen waren ein Schatz, sie leisteten mir lange Zeit gute Dienste. Ich arbeitete damals ehrenamtlich als Tontechniker in einem der unzähligen Off-Theater Berlins. Alle Theatergruppen suchten wie besessen nach neuen unkonventionellen Ausdrucksmöglichkeiten und neuen ungewöhnlichen Spielorten. Viele heruntergekommene Industrieobjekte der ehemaligen DDR wurden in dieser Zeit als Spielstätten für Theaterproduktionen benutzt. Unsere Gruppe spielte zum Beispiel Brecht in einer verlassenen Möbelfabrik und Edgar Allen Poe in einem Wehrmachtbunker. Eine andere mit uns befreundete Theatergruppe arbeitete an einem ambitionierten Stück von Jean Paul Sartre. Dieses sollte in einem Knast gespielt werden.

Der große Stasiknast für politische Gefangene in Hohenschönhausen stand seit der Wende leer. Das Innenministerium überlegte noch, was mit dem Gebäude passieren sollte. Für einen richtigen Knast war es zu unsicher, für ein Museum zu banal. »Vielleicht kann man dort Kunst machen?«, schlugen meine Theaterfreunde vor und bekamen tatsächlich die Schlüssel. Ein Monat lang durften sie dort die Herren sein. Sie spielten in den Zellen und auf dem Hof das Sartre-Stück. Die Vorstellungen liefen aber nicht besonders.

Meine Freunde und ich schauten dort immer wieder vorbei und wanderten durch die Räume auf der Suche nach Nützlichem. Einmal entdeckten wir dort im Keller eine Folterkammer. Überall standen Tische und Bänke aus Metall. Die Schränke waren mit verschiedenen Folterinstrumenten voll, die Wände und Böden rochen nach altem Blut. Aufgeregt erzählten wir unseren Kollegen von dem Fund. Sie lachten uns aus: »Das war die Knastkantine, hier wurde nicht gefoltert, das war sogar der erste humane Strafvollzug der DDR.« Nach

Absprache mit dem Verwalter durften wir und die Theaterleute eine Kleinigkeit als Souvenir mitnehmen, zum Andenken an diese Spielstätte. Meine Kollegen entschieden sich für Foltergeschirr aus der Kantine, ich trug dagegen aus verschiedenen Zellen sechs Matratzen zusammen, die von den politischen Gefangenen am wenigsten verpisst worden waren. Mithilfe dieser Matratzen konnte ich später ohne Anstrengung eine vierköpfige Familie aus Paris bei mir in der Lychener Straße auf dem Boden logieren lassen.

Auch in Berlin änderte sich ihr Lebensrhythmus nicht: Anna ging jeden Tag mit den Kindern zum Kollwitzplatz, Alex studierte die Arbeitsweise der Berliner Straßenmaler und tauschte mit den russischen Porträtisten am Alexanderplatz Erfahrungen aus. Nach einer Woche fuhren sie wieder zurück nach Paris. Danach hörte ich eine Weile nichts mehr von den beiden. Bis ich eines Tages einen Benachrichtigungsschein in meinem Briefkasten fand: Ich sollte , ein Päckchen aus Paris abholen, wahrscheinlich ein ziemlich großes - es wurde als »Ungewöhnliche Einsendung« vermerkt. Neugierig wollte ich sofort zur Post. »Morgen ab sechzehn Uhr, heute jedoch nicht« stand aber unten auf dem Schein. Verdammte Post! Ich konnte die ganze Nacht vor Neugier kaum schlafen. Am nächsten Tag, gleich um sechzehn Uhr, holte ich das Paket ab. Es war eine Kiste, groß und schwer, und der Absender war Alex.

Zu Hause packte ich sie aus und traute meinen Augen nicht: Sie war voll mit *Aquarium-Kassetten* und -CDs. Beinahe das gesamte schöpferische Oeuvre der Gruppe war hier versammelt. »Für diese Musik gibt es keinen Platz mehr in unserem Haus«, schrieb mir Alex in einem beigelegten Brief. »Ich weiß, dass du russische Rockmusik sammelst. Vielleicht findest du in deiner Sammlung dafür noch eine Verwendung. Uns geht es nicht gut, Anna befindet sich zurzeit in der Psychiatrie.« Viel mehr stand in dem Brief nicht drin. Ich versuchte mir vorzustellen, was in Paris passiert war. Immer wieder guckte ich mir den

Musikstapel auf meinem Tisch an. Viele CDs waren vom *Aquarium*-Sänger Boris signiert, einige sahen angeschlagen aus. Zuerst wollte ich Alex sofort anrufen, doch dann überlegte ich und ließ es erst einmal sein. Auch mein Freund Andrej meinte, er würde uns schon alles selbst erzählen, wir müssten nur etwas abwarten. Wir hörten uns stattdessen einen Mitschnitt von einem *Aquarium*-Konzert in Paris an. Die Platte war ganz neu und in Frankreich gepresst: »Kostroma Mon Amour« hieß sie.

Nach zwei Monaten rief mich Alex an, genau wie Andrej prophezeit hatte. »Anna geht es wieder gut«, meinte er und erzählte mir dann, was sich in Paris abgespielt hatte: Die Band *Aquarium* war durch Frankreich getourt, und auch in Paris wollten sie ein Konzert geben. Anna wollte unbedingt dorthin. Sie baten ihre Nachbarn, auf die Kinder aufzupassen, und zogen los. Die Band hatte sich in all den Jahren kaum verändert, sie spielten viele alte Lieder, die unsere Freunde noch aus der Moskauer Zeit kannten. Nach dem Konzert schlug Anna vor, sie sollten Boris zu sich nach Hause einladen. »Ihr seid doch gute Kumpel gewesen«, meinte sie zu Alex. Der suchte den Sänger hinter den Kulissen auf, klopfte ihm brüderlich auf die Schulter und sagte: »Boris, alter Freund, du kennst mich vielleicht nicht mehr, aber egal, wir leben hier zwei Straßen weiter und möchten dich zu uns einladen.« Der Sänger hatte nichts mehr zu tun, dies war sein letzter Auftritt in Frankreich, und also gingen die Musiker zu Alex und Anna nach Hause.

Die ganze Nacht hockten sie zusammen, tranken und erzählten sich was. Am nächsten Tag fuhren die Musiker zurück nach Russland, aber Boris blieb in Paris. Er hatte keine Lust auf Moskau und fand außerdem seine Gastgeber wahnsinnig nett. Nun wohnten sie zu fünft in der Wohnung, und der Traum von Anna war plötzlich wahr geworden. Früher konnte sie immer nur die Stimme ihres Lieblingssängers hören. nun lagen auch noch seine stinkenden Socken überall in der Wohnung herum. Der Traummann selbst saß bis vier Uhr nachts in der Küche und

wollte immer wieder mit Rotwein abgefüllt werden. Er qualmte selbst gedrehte Zigaretten und spielte Gitarre. Im Schlaf schnarchte er wie ein Elefant, und auf dem Klo ließ er die Tür offen.

Nach drei Tagen kam es zu einer ersten Auseinandersetzung zwischen ihm und Alex. Es ging um das Rauchen und unmäßige Trinken. Alex machte giftige Bemerkungen und bezeichnete den Sänger von *Aquarium* mehrmals als »Arschloch«. Boris blieb ihm die Antwort nicht schuldig und bezeichnete ihn als »Ziegenbock« und »Fettsack«. Ein paar Tage später wachte Anna auf und sagte ihrem Mann, dass ihr ein Unglück passiert sei. »Meine Seele ist gestorben«, meinte sie. Sie konnte sich nicht mehr mit dem Haushalt oder mit den Kindern befassen und bewegte sich wie hypnotisiert durch die Wohnung. Außerdem behauptete sie, sie könne den Menschen nicht mehr in die Augen gucken, weil sie befürchte, diese würden merken, dass ihr die Seele abhanden gekommen sei.

Den ganzen Tag lief sie mit gesenktem Blick durch die Gegend. Auf alle Fragen, was mit ihr los sei, antwortete sie nur, dass es sehr schwierig sei, ohne Seele zu leben, und dass sie auch ihren Körper kaum noch spüre. In der darauf folgenden Nacht versuchte sie, sich mit einem Badehandtuch am Bettgestell zu erhängen. Alex musste hilflos mit ansehen, wie sein sorgfältig aufgebautes Leben plötzlich aus den Fugen geriet und langsam zerbröselte. Schließlich rief er den Notarzt und ließ Anna ins Krankenhaus bringen. Den *Aquarium*-Sänger schmiss er samt seinen Socken aus der Wohnung, und wütend zertrümmerte er die Musikanlage. Am darauf folgenden Tag brachte er die Musiksammlung seiner Frau zur Post und schickte sie zu mir nach Berlin.

Anna verbrachte zwei Monate im Krankenhaus. Dort wurde ihr von den französischen Psychotherapeuten eine neue Seele verpasst. Alex musste in der Zwischenzeit allein auf die Kinder aufpassen. Als Anna nach Hause zurückkehrte, verhängte er ein

Musikverbot über die Wohnung. Jeden Sonntag gingen sie nun in die Kirche, und dort fand Anna eine neue Erfüllung. Während ihres Krankenhausaufenthalts war sie gläubig geworden. Diesmal musste Alex sich keine Sorgen machen. Der liebe Gott lebt zwar bekanntlich in Frankreich, macht aber dort so gut wie nie Hausbesuche. Die beiden wurden mit der Zeit aktive Mitglieder der christlichorthodoxen Gemeinde von Paris.

Ich hatte sie seitdem nicht mehr wieder gesehen, wir hatten uns nichts mehr zu sagen. Aber jedes Mal, wenn Andrej und ich *Aquarium* hörten, dachten wir an die beiden und an Paris. Diese Stadt blieb für uns so für immer ein Phantom, nichts für Leute mit schwachen Nerven. Langsam verging uns sogar die Lust, dorthin zu fahren. Außerdem weigerte sich der Staat, uns weiter finanziell zu unterstützen, sodass wir selbst um unser Überleben kämpfen und Geld verdienen mussten.

Die ewige, oft erfolglose Jobsuche beanspruchte viel Zeit und Geduld. Unsere erste mehr oder weniger gut bezahlte Arbeit in Berlin bestand darin, Werbeprospekte für die Firma Hofmann zu verteilen. Deren Büro befand sich genau gegenüber von Karstadt am Hermannplatz. Herr Hofmann hatte uns persönlich angesprochen, als Andrej und ich am Hermannplatz saßen und Bier tranken. Er bot uns eine angemessene Bezahlung für die nicht besonders anstrengende Arbeit an. Für zehn Kilo verteilter Prospekte war Herr Hofmann bereit, uns fünfzig Mark zu zahlen. Am nächsten Tag standen wir um sieben Uhr früh einsatzbereit im Treppenhaus vor seinem Büro, zusammen mit anderen Arbeitskollegen, die genau wie wir von weit her gekommen waren und einen Neuanfang in Berlin versuchten.

Unser Chef schätzte selbstständiges Denken bei seinen Mitarbeitern. Deswegen durfte jeder frei entscheiden, wo er die Prospekte verteilen wollte. Ich hatte mir bereits am ersten Tag einen passenden Ort dafür ausgesucht: Ich verteilte meine zehn Kilo zu gleichen Teilen an zwei große Mülltonnen am Ostbahnhof, die permanent von Jugendlichen angezündet

wurden. Die Werbesprospte stanken zwar beim Verbrennen fürchterlich, dafür konnte mir aber Herr Hofmann anschließend nichts anhängen. Nur einmal kam ich ins Schwitzen, als die Jugendbande, die ich eigentlich für meine Freunde hielt, die Mülltonnen umkippte und tausende von Werbesprospten rund um den Ostbahnhof durch die Luft flatterten.

Mein verantwortungsbewusster und scheuer Freund Andrej mied die Öffentlichkeit und verteilte seine zehn Kilo deswegen immer bei sich zu Hause. Zuerst unter dem Bett, dann im Korridor und in der Küche, auf dem Klo, im Wohnzimmer und später einfach überall, bis die Prospte die Zimmerhöhe in seiner Wohnung um einiges verringerten. Ich sagte ihm gleich, dass eine solche Arbeitsstrategie ihn in eine Sackgasse führen würde, er wollte aber nicht auf mich hören. Nach einem Monat nahmen die Prospte bereits seinen gesamten Lebensraum in Anspruch. Für Andrej gab es in der Wohnung keinen Platz mehr. Er fühlte sich dem elenden Kampf mit den Prospten nicht mehr gewachsen und wollte nicht weiter für Herrn Hofmann arbeiten. Aus Solidarität kündigte ich ebenfalls. Etwa dreihundert Kilo Werbematerial blieben jedoch als Andenken an unsere erste offizielle Arbeitsstelle in Deutschland auch weiterhin in Andrejs Wohnung - wahrscheinlich für immer.

Nachdem wir beide unseren Job als Prospteverteiler bei Hofmann gekündigt hatten, wollten wir zukünftig seriöseren Tätigkeiten nachgehen und besorgten uns dazu regelmäßig die Zeitung »Zweite Hand«, bis unser Geld weg war. Zwei Wochen lang ging es uns richtig schlecht und wir lebten ausschließlich von Pommes frites. Unsere Sprachkenntnisse reichten noch nicht aus für eine Bewerbung um einen soliden Job. Die deutsche Sprache, die uns anfänglich so leicht und durchschaubar schien, erwies sich als mysteriös und gefährlich. Wir kannten zu diesem Zeitpunkt schon eine Menge Wörter und Redewendungen, auch mit der deutschen Grammatik waren wir grob vertraut und verstanden ohne Anstrengung alles, was im

Fernsehen lief. Selbst auf der Straße und in den Geschäften redeten wir einwandfrei Deutsch.

Nur ein Haken war dabei: Einige Einheimische wollten uns nicht verstehen, sie boykottierten unsere Sprachkenntnisse. Sogar bei den einfachsten Sprüchen taten sie so, als hörten sie ihre eigene Muttersprache zum ersten Mal. Immer wieder kam es so zu unerklärlichen Pannen. So scheiterte Andrejs Vorhaben, in dem kleinen Lebensmittelladen nebenan einzukaufen, an dem eigentlich einfachen Begriff »Tomatensaft«.

»Tomatensaft«, sagte Andrej zum Verkäufer.

»Wie bitte?«, fragte der zurück.

»Tomatensaft, Tomatensaft, das kannst du doch von den Lippen ablesen: Tomatensaft!«, regte Andrej sich auf.

»Ich verstehe Sie leider nicht«, schüttelte der Verkäufer verständnislos den Kopf.

Andrej bebte anschließend vor Zorn. Einen ganzen Tag lang trainierte er das Wort »Tomatensaft« vor dem Spiegel. Danach ging er noch einmal in den Laden und versuchte es erneut. Der Verkäufer war nicht mehr da, hinter der Kasse stand jetzt eine nette Blondine und rauchte eine lange dünne Zigarette.

»Bitte, Tomatensaft«, sagte Andrej zu ihr und wurde rot wie eine Tomate.

»Was für einen Salat?«, fragte ihn die Blondine.

Mir passierte dann eine ähnliche Panne in demselben Laden mit »Marlboro-Leid«. Später beurteilten wir das Benehmen dieser einheimischen Verkäufer eindeutig als Sabotage und den Laden als kriminell und ausländerfeindlich. Die Geschichte mit dem Tomatensaft hinterließ bei meinem Freund schwere psychische Folgen, unter denen er noch sehr lange litt: Er konnte dieses Getränk nicht mehr zu sich nehmen und sprach das Wort »Tomatensaft« nie wieder in der Öffentlichkeit aus.

Damals half uns unser türkischer Nachbar aus der Klemme.

Er besorgte uns einen echten Job bei einem soliden Unternehmen. Es war eine große Druckerei - auf drei Stockwerken arbeiteten ungefähr einhundert Türken und ein paar Dutzend Deutsche. Wir bewarben uns beim Versand und wurden als Packer eingestellt. Diesmal war es eine richtige Arbeit mit einer Lochkarte, die man vor Beginn und am Ende des Arbeitstages in eine Stechuhr stecken musste. Wir verdienten zweihundert Mark am Tag, die wir bar auf die Hand bekamen. Dafür ließ uns der alte Meister keine zwei Minuten aus den Augen. Er sollte uns mit seiner Erfahrung beim Einstieg in die neue Arbeitswelt helfen. Die Arbeit in der Versandabteilung war nicht besonders kompliziert. Wir saßen im Keller und wurden alle fünf Minuten mit den Produkten der Fabrik überschüttet. Von oben kamen gewaltige Mengen von Büchern, Plakaten, Skizzen und Landkarten auf unseren Tisch, die wir einpacken mussten.

Diese Arbeit schien uns zunächst sehr unterhaltsam zu sein, und ständig lachten wir über das eine oder andere Produkt. Einmal sollten Andrej und ich zum Beispiel zwei Meter große Frauenkalender in Kartons packen, Fotos mit riesengroßen schönen Frauen.

»Wer braucht solche riesengroßen Frauenkalender?«, fragten wir den alten Meister. Er wollte uns nicht die Wahrheit sagen. »Riesengroße Wichser«, antwortete er nur und fand das anscheinend überhaupt nicht komisch. Auch unsere zahlreichen türkischen Arbeitskollegen nicht, die ihre Sache unglaublich schnell machten. Mir gefiel der Job eigentlich ganz gut. Bis heute verstehe ich nicht, warum sie uns gleich nach zwei Wochen wieder rausschmissen.

Eine Woche später trafen wir auf der Straße unseren alten Bekannten Dimitrij, der mit uns zusammen früher bei der Firma Hofmann als Prospektverteiler gearbeitet hatte. Wir erkannten unseren Freund kaum wieder. Er steckte in einem weißen Overall mit einer Kapuze, in einer Hand hielt er einen großen

Blumenstrauß und in der anderen eine Flasche Bier. Dimitrij sah aus wie ein Fallschirmspringer, dem gerade der Sprung seines Lebens gelungen war.

»Gehst du heiraten?«, fragten wir ihn zur Begrüßung.

Nein, meinte er, er habe einen tollen neuen Job. Er arbeite seit einer Woche als Verkäufer der neuen Zeitung »Berliner Express«, und die Fallschirmausrüstung sei sein Arbeitsanzug. So einen bekomme jeder, der beim »Berliner Express« im Außendienst einsteige.

»Ihr könnt auch mitmachen, wenn ihr wollt«, behauptete unser Freund. »Sie stellen jeden Trottel ein. Außerdem machen sie gerade eine Werbekampagne: Jeder Käufer bekommt eine Rose geschenkt. Aber nicht bei mir«, erzählte Dimitrij. »Ich verschenke meine Rosen nur an die tollsten Bräute, auch wenn sie gar keine Zeitung haben wollen. Wenn ihr den Job wollt, müsst ihr um fünf Uhr morgens zur Kongresshalle am Alex kommen, da ist der Treffpunkt für die Zeitungsverkäufer.«

Wir hatten gerade keine große Lust zu ackern, aber der Anzug beeindruckte uns sehr. Also gingen wir doch am nächsten Tag zum Alex. Die Arbeitsaufnahme verlief tatsächlich völlig unproblematisch, nicht einmal unsere Pässe wollten die Arbeitgeber sehen. Jeder sollte sich in eine Liste mit Namen eintragen und bekam dann den gewünschten weißen Overall mit dem Firmenlogo drauf sowie zwanzig rote Rosen und einen Stapel »Berliner Express«. Außerdem wurde jedem ein persönlicher Verkaufsplatz zugewiesen und die Instruktion erteilt, beim Verkauf möglichst laut die Titelseite anzupreisen. Wie in den alten Filmen, wo die jungen Zeitungsverkäufer durch die Straßen laufen und laut »Bild am Sonntag, Bild am Sonntag, die letzte Ausgabe!« schreien.

Die Bezahlung war fair: Der Festsatz in Höhe von fünfunddreißig Mark wurde sofort ausgezahlt, darüber hinaus standen jedem Verkäufer noch fünfzehn Pfennig pro verkauftem

Exemplar zu. Eigentlich hätten wir gleich nach Hause gehen, die Rosen unseren Freundinnen schenken und die Zeitungen in eine Mülltonne werfen können. Aber wir waren damals noch jung und sehnten uns nach Abenteuern. Also trennten wir uns, und ich fuhr an den Arsch der Welt, zum Sophie-Charlotte-Platz, um dort meinen Stapel »Berliner Express« zu verkaufen. Am Tag zuvor hatte gerade der berühmte zweite Putsch in Moskau stattgefunden, und die junge russische Demokratie war schon wieder gefährdet. Auf der Titelseite des »Berliner Express« stand wie auf den Titelseiten aller anderen Zeitungen: »Die Panzer rollen über den Roten Platz.«

Um sechs Uhr früh kam ich am Sophie-Charlotte-Platz an. Dort rollte gar nichts. Kein Mensch weit und breit. Ich hatte einen starken Auftritt: Ein junger Mann im Kostüm eines Fallschirmspringers ruft mit russischem Akzent in der Morgendämmerung mitten in Charlottenburg: »Die Panzer rollen über den Roten Platz, die Panzer rollen über den Roten Platz!« Einige einsame Fußgänger sprangen zur Seite, als sie mich sahen. Nur einmal kam ein Mann auf mich zu und fragte, ob alles in Ordnung sei. »Alles paletti«, sagte ich, »nur diese Panzer, sie rollen über den Roten Platz.« Nach drei Stunden hatte ich fünf Zeitungen verkauft. Den Rest ließ ich liegen und fuhr nach Hause. Die Rosen nahm ich mit und schenkte sie am Nachmittag meiner Freundin. Andrejs Arbeitstag verlief ähnlich. Abends in der Kneipe beschlossen wir, keine weiteren Arbeitserfahrungen zu sammeln und stattdessen Urlaub zu machen. Mein Freund war inzwischen von einer neuen Reiseidee überwältigt und nervte mich den ganzen Abend mit seiner Besessenheit.

»Amerika! Amerika ist cool«, wiederholte er immer wieder, »wir müssen unbedingt nach L. A. fliegen.«

Die Verdeckung Amerikas

Mit sechzehn dachten wir, alles Gute käme aus Amerika, seien es Bücher, Klamotten oder Musik. Wie die Papageien im Käfig redeten wir von Dingen, von denen wir keine Ahnung hatten. Was wussten wir von Amerika? Nichts. Das Magazin »Im Ausland« schilderte die USA als eine Gesellschaft, die sich auf die Macht des Geldes gründet und wo die kleinbürgerliche Moral als einzig denkbare gepriesen wird. Im Fernsehen kamen ab und zu Bilder von unterdrückten Werktätigen, die in den USA ein Bettlerdasein führten und ständig bis auf den letzten Pappkarton von den Kapitalisten ausgenommen wurden. Regelmäßig konnte man auch das glückliche Gesicht des Sängers Dean Reed im Fernsehen sehen. Ihm war es gelungen, aus Amerika nach Ostberlin zu fliehen: Heilfroh sang er nun in der DDR »Guantanamera«.

Wir glaubten dieser Propaganda nicht. Bestimmt waren die Penner aus dem Fernsehen extra von der Sowjetunion nach Amerika eingeflogen worden, um dort für die schrecklichen Bilder der Armut zu posieren, dachten wir. Und Dean Reed hielten wir für gekidnappt. Trotz seines ständigen Lächelns wirkten seine Augen irgendwie traurig - klar, er wollte zurück. Obwohl wir also von Amerika damals kein klares Bild hatten, genügte uns allein schon die Tatsache, dass dort alles anders als bei uns war, um dieses Land zu lieben und zu verherrlichen. Im Nachhinein würde ich sagen: Dieses »Amerika« war unsere Kindheit. Mein damals bester Freund Katzman, der schon mit vierzehn am Hotel Intourist mit Leninorden gedealt hatte, trieb im Sommer 1984 eine amerikanische Fahne auf. Daraus nähte er sich ein Hemd und aus dem Rest noch eine Mütze für mich. Diese Kleidungsstücke waren dann im November '84 einer der Gründe für unsere Verhaftung, nachdem wir mit ihnen am

Smolenskij-Boulevard in der Nähe der amerikanischen Botschaft aufgekreuzt waren. Ein älterer ermüdeten Major hörte sich zwei Stunden lang unser Gequatsche an. Er rauchte pausenlos und machte sich Notizen. Katzman behauptete ihm gegenüber, wir wären Kinder der amerikanischen Kultur und nicht der sowjetischen, deswegen verehrten wir die Farben der amerikanischen Fahne. Außerdem, so meinte mein Freund, wären wir in einem T-Shirt aus der sowjetischen Fahne noch schneller verhaftet worden. »Na dann«, sagte der Major, »wenn euch danach ist, braucht ihr die sowjetischen Pässe ja gar nicht, die ihr gerade bekommen habt.« Er schmiss unsere beiden nagelneuen Ausweise in den Mülleimer - und uns aus seinem Büro.

Katzmans Freundin Diana hieß laut Pass »Diana Amerikowna«. Auf so einen Namen waren alle neidisch. Daraus konnte man schließen, dass Dianas Vater den Namen »Amerikan« trug. Ihr Vater war aber ein ungarischer Kommunist gewesen, den Dianas Mutter irgendwann bei einem Gewerkschaftstreffen kennen gelernt hatte. Er war ziemlich schnell wieder abgehauen und hieß in Wirklichkeit Imre. Als Diana zur Welt kam, hatten sich die Beamten auf dem Standesamt etwas einfallen lassen, und so wurde Diana als Amerikowna in die Geburtsurkunde eingetragen.

Diana, Katzman und ich gingen oft in die Schwimmhalle Moskau, die einzige Badeanstalt unter freiem Himmel mitten in der Hauptstadt. Dort konnte man für dreißig Kopeken Eintritt unbeschwert auf einer Bank am Beckenrand sitzen, Wein trinken und den Menschen zugucken, wie sie sich in dem Brei bewegten. Die Schwimmhalle Moskau war nämlich die schmutzigste Badeanstalt der Stadt. Man konnte alles Mögliche in ihren dunklen Gewässern finden. Sogar Amerikaner - das heißt, wir lernten dort die ersten wahren Amerikaner kennen. Wir saßen friedlich auf der Bank in unseren zerrissenen Klamotten, jeder hatte eine Flasche Rotwein der Marke

Kaukasus in der Hand sowie eine Packung Schmelzkäse, der ganz volkstümlich einfach *Käse* hieß. Mit großem Interesse beobachteten wir die an uns vorbeischwimmenden Gegenstände.

Plötzlich stieg ein Pärchen aus dem Wasser und setzte sich zu uns: eine Frau mit goldblonden Haaren und einem sehr großen Hintern und ein Mann, der etwas unterernährt aussah. Sie stellten sich uns in gebrochenem Russisch als Korrespondenten des CBS vor, die hier in Moskau einen Beitrag über sowjetische Jugendliche machen sollten. Und wir sahen genauso aus, wie sie sich die Moskauer Jugendlichen vorstellten. Ob wir nicht bereit wären, ihnen ein Interview zu geben? Na klar, sagten wir. Es war das Jahr 1985. Wäre einer von uns Student gewesen, hätte er dafür aus seinem Institut fliegen können. Aber wir waren bereits alle freiwillig rausgeflogen und hatten nichts mehr zu verlieren.

Die Amerikaner verschwanden im Umkleideraum. Nach zwanzig Minuten kamen sie wieder und gaben uns fünf Rubel für ein Taxi. »Wir treffen uns dann genau in einer Stunde vor dem Haupteingang des Hotels Intourist«, raunten sie uns verschwörerisch zu und verließen schnell das Gelände. Das klang viel versprechend. Diana meinte vorsichtig, dass amerikanische Journalisten ihrer Meinung nach anders aussähen und außerdem immer ihre Ausweise vorzeigen würden, bevor sie fremde Leute ansprachen. Und schon gar nicht würden sie in das berühmte Becken der Badeanstalt Moskau steigen. Sie glaubte, dass es keine ausländischen Journalisten waren, die einen Beitrag über Moskauer Jugendliche machen wollten, sondern einheimische Pädophile, die besagter Jugend an die Wäsche wollten.

»Lass uns das Geld als Geschenk des Himmels betrachten und zwei neue Flaschen *Kaukasus* dafür kaufen«, schlug Diana Amerikowna vor.

Katzman und ich empfanden jedoch eine gewisse Verantwortung für die Amerikaner und überredeten Diana, doch

mit uns zum Hotel Intourist zu fahren, in der Hoffnung, dass unsere neuen Freunde längst das Weite gesucht hätten. Wir kamen viel zu spät. Doch die Amerikaner hielten ihr Versprechen: Beide standen wie vereinbart mit einem Einlassschein für uns vor der Tür. Wir hatten noch nie ein solches Hotel von innen gesehen und schlüpfen neugierig an der Wache vorbei hinein. In der Hotellobby befand sich ein kleiner Shop, in dem man für Dollars verschiedene ausländische Produkte kaufen konnte.

»Habt ihr vielleicht Hunger? Wollt ihr etwas essen oder trinken?«, fragte der unterernährte Amerikaner etwas unüberlegt, als er unsere gierigen Blicke sah. Wir wollten natürlich beides. Vor allem hatten wir es auf die *Budweiser*-Dosen abgesehen sowie die leckeren Süßigkeiten, mit denen der Laden voll gestopft war. Mit zwei Dutzend Büchsen Bier und einer Packung Kekse gingen wir zur Kasse. Gegen das Bier hatte unser Gastgeber nichts einzuwenden, aber die Kekse machten ihn auf einmal missmutig.

»Made in Südafrika!«, sagte er entsetzt und hielt die Packung mit zwei Fingern hoch, als ob es ein Kakerlak wäre. »Kein anständiger Mensch kauft Produkte aus diesem rassistischen Land. Für diese Kekse musste die schwarze Bevölkerung bluten!«, behauptete er.

»Ich würde sie trotzdem gern mal probieren, rein unpolitisch«, erwiderte Katzman.

Wir fuhren alle zusammen in den fünften Stock und kauften dort von dem amerikanischen Geld noch zwei Schachteln finnische Mentholzigaretten der Marke *Salem* - auch ein Objekt der Begierde damals in Moskau. Zwei Stunden saßen wir dann bei den Amerikanern im Hotelzimmer, unterhielten uns und tranken *Bud*. Katzman schwärmte von der amerikanischen Kultur, deren Söhne und Töchter wir angeblich wären. Die UdSSR bezeichnete er dagegen als ein Imperium der Dummheit und der Barbarei. Ich wurde schnell ziemlich breit und

unterstützte meinen Freund, indem ich ab und zu bedeutungsvoll den Kopf schüttelte und kicherte. Diana Amerikowna saß in der Ecke und fütterte ein kleines amerikanisches Bologneser Hündchen mit den Keksen aus Südafrika. Dem schneeweißen Hund schmeckten die Apartheidkekse außerordentlich gut.

»Es war alles sehr interessant, was Sie uns hier erzählt haben«, sagte der amerikanische Journalist auf einmal, »aber jetzt müssen wir noch eine kleine Videoaufnahme von Ihnen machen und fertig ist der Beitrag.« Er zwinkerte uns zu, seine Kollegin bückte sich und zerrte unter dem Bett eine große Videokamera hervor.

Mein Freund Katzman wehrte ab: »Nein«, sagte er, »das mach ich nicht mit, ich sehe heute einfach zu beschissen aus.« Auch Diana wollte sich partout nicht filmen lassen. Und ich kniff ebenfalls. Daraufhin entbrannte ein heftiger Streit, und nach langem Hin und Her trat Katzman doch noch als Hauptideologe unseres kleinen Trupps vor der Kamera auf. Das waren wir den Amerikanern einfach schuldig. Immerhin hatten wir über zwei Stunden in ihrem Hotelzimmer gesessen, ihre Zigaretten geraucht und ihr Bier getrunken. Und das alles war extra für uns organisiert worden. Allein fürs Bier hatten sie zwanzig Dollar hingeblättert.

»Darf ich vor der Kamera sagen, was ich wirklich denke?«, fragte Katzman misstrauisch unsere Gastgeber.

»Aber natürlich, nur zu!«, freuten sich die Amerikaner. Katzman drückte sich in einen der weichen Sessel, mit einer Dose *Bud* in der einen Hand und einer brennenden *Salem* in der anderen. Sein Gesicht bedeckte sich langsam mit roten Flecken. Mein Freund sah aus wie ein Doppelagent, der die ersten Interviews nach seiner Enttarnung gibt.

»Guten Tag«, sagte Katzman mit ungewöhnlich hoher Stimme in die Kamera. »Ich heiße Mischa. Ich wohne hier. Ich liebe meine Heimat die Sowjetunion und vor allem ihre

Hauptstadt: die Heldenstadt Moskau. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.« Nach einer langen Pause fing der Amerikaner an, nervös zu lachen, seine Kollegin auch. Das Bologneser Hündchen kotzte plötzlich auf den Teppich. Als wir aus dem Hotel rauskamen, war es schon sehr spät. Wir hatten die Straßenbahn für uns allein und spotteten über Katzman.

»Ich liebe die Heldenstadt Moskau! Das gibt's doch nicht!«

Dieser Satz wurde ihm noch lange nachgetragen. Alle unsere Bekannten wussten bald von der Geschichte im Hotel Intourist und fühlten sich verpflichtet, Katzman immer wieder damit zu ärgern. Was aus dem Beitrag des CBS geworden war, haben wir nie erfahren.

Ende der Achtzigerjahre entdeckten wir Amerika Schritt für Schritt weiter, als sich der sozialistische Käfig langsam öffnete und immer mehr Produkte aus den Vereinigten Staaten zu uns kamen. Die meisten waren eine große Enttäuschung: Überall liefen nun amerikanische Filme - fast alle waren langweilig -, die T-Shirts in den Farben der amerikanischen Fahne konnte man an jeder Ecke erwerben - aber sie verfärbten sich beim ersten Waschen -, und vor dem ersten McDonald's am Puschkinplatz bildete sich eine dreieinhalb Kilometer lange Schlange - sie hielt jedoch nicht einmal ein Jahr. Täglich wurde sie kürzer und kürzer, bis sie eines Tages ganz verschwand. Amerika brach quasi vor unseren Augen zusammen. Diese Zeit war durch ein wachsendes Desinteresse an westlichen Symbolen gekennzeichnet. Das Lied »Good bye, America« von der russischen Kultband *Nautilus Pompilius* wurde damals zum Hit der Saison. Es klang wie ein Abschied von der Kindheit, von der Sehnsucht nach einer noch besseren Welt: »Good bye America, du!«, sang der Solist mit trauriger Stimme.

Nimm dein Banjo und deine Jeans und hau ab.

Nein, warte noch, zum Abschied kannst du mir noch ein

letztes Mal dein Lied singen.

Ein Lied über das Land meiner Träume, das mich verarschte, du!

Immer mehr Ausländer tauchten zu der Zeit in Russland auf, um dort ihre Geschäfte zu machen. Die meisten von ihnen waren Europäer, aus Amerika kamen nur Exilrussen, die zwar amerikanische Pässe besaßen, aber keine echten Amerikaner waren. Die echten lernte ich erst später, Mitte der Neunzigerjahre, in Ostberlin kennen. Sie alle waren aus ihrer Heimat geflüchtet und versuchten, es sich nun in Berlin gemütlich zu machen. Ich nannte sie die Amerikaner im Exil - alles ganz unterschiedliche Leute. Sie hatten nur eines gemeinsam: Sie wollten alle keine Amerikaner sein und versteckten ihre wahre Identität. Der eine arbeitete als Rausschmeißer in einer proletarischen Berliner Kneipe und erzählte jedem, der ihn nach seinem Akzent fragte, er sei aus Nordkanada abgehauen und wäre der jüngste Sohn einer Holzfällerdynastie. Solche Geschichten kommen bei den hiesigen Eingeborenen immer gut an: Sie verherrlichen alle die körperliche Arbeit, je länger sie arbeitslos sind, desto mehr. Doch in Wirklichkeit kam der Mann aus dem sonnigen Kalifornien, und niemand in seiner Familie hatte je eine Motorsäge in der Hand gehabt. Der andere Amerikaner war Betreiber eines Feinkostladens in Berlin-Mitte: »Spezialitäten aus der Provence«. Er rauchte Pfeife, trug Hemden aus Seide und sprach Deutsch mit einem leicht französischen Akzent. Gerne erzählte er von seiner Jugend in Marseille, er war aber ein hundertprozentiger Amerikaner aus Detroit.

Auch unter den Studenten der Humboldt-Universität konnte man Anfang der Neunzigerjahre viele Amerikaner finden. Sie studierten die skurrilsten Wissenschaften, beispielsweise Theologie oder Slawistik, und schienen mit sich und der Welt sehr zufrieden zu sein. Einer von ihnen, ein Slawist namens

John, verführte unsere ukrainische Freundin Lisa, die 1993 mit uns zusammen im Haus in der Lychener Straße wohnte und sich ebenfalls bei den Slawisten der Humboldt-Universität eingeschrieben hatte. John konnte ganz gut Russisch, weil er zwei Jahre lang in einer Abteilung der amerikanischen Armee gedient hatte, die direkt an der deutschdeutschen Grenze unweit von Magdeburg stationiert gewesen war. Ihre Aufgabe war die Funküberwachung sowjetischer Truppen. Tag für Tag war John mit Kopfhörern in einem gut getarnten Wagen gesessen und hatte versucht, die Meldungen des russischen Militärs abzufangen: Er schrieb alles auf, was er entziffern konnte, nicht nur die russischen Militärberichte, sondern auch die Unterhaltungsprogramme des Rundfunks der sowjetischen Armee. Diese Programme bestanden zum größten Teil aus Musik und sollten die sowjetischen Soldaten bei der Erfüllung ihrer internationalen Pflicht in dem fernen Land bei Laune halten.

Alle sowjetischen Einheiten, die entlang der deutschdeutschen Grenze stationiert waren, hatten ihre Lieblingssängerinnen. Die Auswahl war damals nicht besonders groß. Es sollten vor allem schöne Frauenstimmen sein, der Text und die Musik waren unwichtig. Jedes Mal bevor ein Lied gesendet wurde, erfolgte eine Ansage: »Und nun, liebe Kameraden, singt Schanna Bitschewskaja für die Soldaten unserer berühmten Division 17039 das Lied ›Deine Heimat vergisst dich nie.« Nicht die Lieder selbst, sondern die Nummern der Einheiten sollte der Soldat John sorgfältig notieren. Wenn die Stimme der Sängerin Schanna zum Beispiel lange nicht zu hören war, bedeutete dies, dass die Einheit 17039 verlegt worden war. Auf diese Weise konnten die Amerikaner die Bewegungen der russischen Truppenteile nachvollziehen.

Als seine Dienstzeit zu Ende war, beschloss John, noch eine Weile in Deutschland zu bleiben. In Amerika warteten eigentlich nur die Eltern auf ihn, die sein Schicksal fest in ihren

Händen hielten. Er sollte Zahnarzt werden wie sein Vater. Nur in Deutschland konnte er noch selbstständig Entscheidungen treffen und zum Beispiel Slawistik studieren. Außerdem waren die Amerikaner damals im Osten noch exotisch und sehr beliebt. Oft besuchte John, der selbst in einem Studentenheim am Ostbahnhof wohnte, unsere Lisa in der Lychener Straße. Er schaute dann auch bei uns vorbei und führte endlose Diskussionen mit Andrej, der mit mir eine Wohnung teilte.

Andrej war zur selben Zeit wie John in der Armee gewesen. Weil er gut Englisch konnte, war er als Funker bei der so genannten »Westgruppe der sowjetischen Armee« in Deutschland eingesetzt und gerade vor Johns Nase stationiert gewesen. Soldat Andrej war für die Funküberwachung der Amerikaner zuständig. Seine Aufgabe bestand darin, alle amerikanischen Meldungen inklusive der Unterhaltungsprogramme abzufangen und die Nummern der Einheiten sowie auch die dazugehörigen Songs aufzuschreiben. Zwei Jahre lang saß Andrej in einem gut getarnten Wagen mit Kopfhörern und Stift und lauschte. Für die Amis sangen hauptsächlich die Männer. »Guten Morgen, Germany«, sagte der Moderator, »heute singt Roger Daltey - live aus Arizona - für unsere tapferen Spear Heads der 78. Unit im Harz ›I can explode every minute‹.«

Die Gespräche der beiden Exsoldaten hörten sich für Außenstehende an wie Dialoge zwischen zwei Schwerkranken in einer Klapsmühle. Ich nannte ihre Begegnungen »Das Treffen an der Elbe II« - »Unit 32«, sagte Andrej. Sofort sprangen beide vom Tisch auf und schrien: »She loves you yeah,yeah, she loves you yeah, yeah, yeah!« - »80112«, konterte John, woraufhin sofort: »Oh Rodina! Deine grooßen Felder werde ich vermiieeessen...« kam. John, der anfänglich noch seine Heimat verherrlicht und die geopolitischen Interessen der USA uns gegenüber in der Küche verteidigt hatte, wurde mit der Zeit immer skeptischer. Er interessierte sich stattdessen immer mehr

für russische Literatur, konnte Dostojewski fast auswendig und heiratete schließlich Lisa. Die beiden zogen zusammen - in eine Wohnung am Prenzlauer Berg. Lisa kochte fast jeden Tag nach altem ukrainischen Rezept eine dicke Suppe, von der John nicht genug kriegen konnte. Beide wurden schnell dick. Bald nahmen wir John nicht mehr als Amerikaner wahr.

Viele seiner Landsleute hatten sich später in Moskau eingenistet. 1999, als ich meine Cousine und ihren Mann Sergej dort besuchte, lernte ich einige dieser Moskauer Amerikaner kennen. Mister Ames und Mister Taibbi waren wahrscheinlich die berühmtesten unter ihnen. Sie gaben in der russischen Hauptstadt eine englischsprachige Zeitung, »The eXile«, heraus, in der sie oft und gerne unangenehme Dinge über ihre Heimat verbreiteten. »The eXile« wurde von den Westlern, die in Moskau lebten und arbeiteten - der eigentlichen Zielgruppe -, gehasst. Dafür wurde sie aber mit Interesse von jungen gebildeten Russen, vor allem von Studenten, gelesen.

»Von Amerika fühlten wir uns ausgestoßen«, erklärten Ames und Taibbi. »Ein Mensch, der einfach nur frei und glücklich leben will, hat in dem Lügenimperium keine Chance. Das Leben in den USA ist ungenießbar. Alle amerikanischen Männer werden durch das Fernsehen fremdsteuert, und alle amerikanischen Frauen haben viel zu dicke Hintern, aber die amerikanische Presse verschweigt das. Dafür darf der Amerikaner ständig in den ›Penthouse Letters‹ lesen, wie sexy das ›American Life‹ ist. Auf den Seiten dieses Magazins lernen die Männer dauernd irgendwelche wildfremden Schönheiten in Bars und Restaurants kennen und machen mit ihnen dann Sex an unvorstellbaren Orten in den kompliziertesten Stellungen. Die amerikanischen Leser dieser Geschichten beschleicht dabei das unangenehme Gefühl, dass das Leben an ihnen vorbeirauscht. Die traurige Wahrheit aber ist: All diese Geschichten werden von Redakteuren erfunden und haben nichts mit der Realität zu tun. In Amerika kannst du keine Frau in einer Bar anbaggern.

Selbst bei einem schüchternen Versuch landest du blitzschnell vor Gericht und womöglich sogar im Knast. Ganz anders hier in Russland. Wir bedanken uns deswegen für das humanitäre Asyl, das wir hier fanden«, schrieben Ames and Taibbi 1999 in der letzten Ausgabe ihrer Zeitung.

Außerdem veröffentlichten sie ein Buch: »The Exil. Sex, Drugs, and Libel in the New Russia«, in dem die beiden ihre Exilerfahrungen ausbreiteten. Der russische Schriftsteller Eduard Limettow hatte den beiden Amerikanern geholfen und wahrscheinlich auch mitgeschrieben, weil er als Co-Autor ebenfalls auf dem Titelblatt stand. Vor zwanzig Jahren war der Limettow in Russland sehr populär. Er war einer der ersten Russen seiner Generation, die Amerika in den Augen der Intellektuellen entlarvt hatten. Der junge Limettow wanderte Anfang der Siebzigerjahre aus der Sowjetunion, dem »Reich des Bösen«, aus und landete zusammen mit seiner schönen Frau auf Umwegen in New York. Dort wohnte der junge Dichter mehrere Jahre in einem Wohnheim, kochte nackt seine Kohlsuppe auf dem Balkon, stritt sich mit Puertoricanern und anderen Minderheiten und schuftete mal als Möbelträger und mal als Tellerwäscher bei McDonald's, um sich über Wasser zu halten.

Irgendwann verließ ihn seine schöne Frau, und seine einzigen Freunde waren ein paar Penner und Psychopathen, die genau wie er von New York verschluckt worden waren. In diesem amerikanischen Albtraum schrieb Limettow seinen ersten Roman »Fuck off, America«, eine bittere Abrechnung mit dem Land der Träume. Der Held des Romans läuft durch die nächtlichen Straßen und schreit vor Einsamkeit und Frust: »Nimm mich, Amerika! Was soll ich noch tun, damit du mich endlich bemerkst? Ich bin es doch, Limettow!« In jener Nacht wird er von einem großen schwarzen Mann in einem Sandkasten vergewaltigt und fühlt sich endlich in die Gesellschaft aufgenommen.

In Amerika fand Limettow keinen Verleger, also fuhr er nach

Paris. Dort gelang es ihm, das Manuskript zu veröffentlichen. Wenig später erschien sein Roman auch noch in anderen Ländern. Und überall bekam das Buch einen neuen volkseigenen Titel. In Frankreich hieß es umständlich »Der kleine Russe steht auf große Schwarze«, in Deutschland sowie in England nannte man es kritisch »Fuck off, America« und in Russland ein wenig pathetisch »Ich bin's, Limettow«. Es wurde ein großer Erfolg. Besonders bei den russischen Jugendlichen kam Limettow gut an; obwohl sie nie in Amerika gewesen waren, konnten sie sich mit dem Helden identifizieren. Der Russe in New York stand allein gegen die Welt und die ganze Welt gegen ihn. Er wollte kein Mäuseleben führen und sehnte sich nach Liebe, Sex und allgemein nach Zuwendung. Solche Sehnsüchte hatten die Jugendlichen in Russland auch.

In kürzester Zeit wurde Limettow berühmt, sein Buch war ein Bestseller. Dann kehrte er nach Russland zurück. Auf einmal hatte er alles, was sein Held Eduard sich wünschte: Viele neue einflussreiche Freunde, Ruhm und Geld. Frauen jedes Alters waren von den exzessiven Sexszenen seines Romans beeindruckt, sie fühlten sich zu dem Autor hingezogen. Als neues Entfant terrible der russischen Literatur erntete er allgemeinen Respekt - und wusste nichts damit anzufangen. Am besten gefiel Limettow die Rolle des einsamen Helden, des um Anerkennung kämpfenden, ausgestoßenen Engels mit dämonischem Blick. Es gelang ihm aber immer weniger, dieser Rolle treu zu bleiben. Die Zeiten der Kohlsuppe auf dem Balkon waren vorbei. Limettow wurde immer dicker.

Frustriert ging er wieder auf Reisen und besuchte unter anderem seinen ehemaligen Unterschlupf in New York. Von dort war er früher fast jede Nacht durch die gefährlichsten Abschnitte des Central Parks gelaufen und hatte vor nichts Angst gehabt, weil er nichts zu verlieren hatte. In seiner Hosentasche steckte ein scharfes Messer, sein Herz war voller Zorn. Damals hielt er sich selbst für den gefährlichsten

Menschen im nächtlichen Central Park, wenn nicht in ganz New York. Sollten die nur kommen, er würde ihnen zeigen, wie Russen kämpfen können! Er wurde jedoch niemals angegriffen. Nun, zwanzig Jahre später, unternahm er noch einmal einen Nachspaziergang durch den Central Park. Er wollte es sich beweisen. An der Stelle des Messers befand sich nun allerdings eine ziemlich dicke Geldbörse. In Sekundenschnelle wurde der Schriftsteller Limettow von irgendwelchen dunklen Nachtgestalten zusammengeschlagen und ausgeraubt.

Er kehrte daraufhin wieder nach Russland zurück und suchte sich dort neue Aufgaben. Der Schriftsteller Limettow konnte nicht einfach so vor sich hin leben, Kaffee trinken, Zigaretten rauchen und Bücher signieren. Er ging in die Politik, gründete die National-Bolschewistische Partei und heiratete mehrmals. Mit seinen Anhängern, romantisch eingestellten jungen Männern, reiste er überall hin, wo es Krieg gab nach Serbien, Mittelasien und in den Kaukasus. Gleichzeitig schrieb er weiter Texte und sogar Gedichte, obwohl er seinen Anhängern immer wieder zu verstehen gab, die Literatur interessiere ihn nur noch als Möglichkeit, um seine Partei zu finanzieren. Als Politiker zeigte sich der Schriftsteller Limettow ultraradikal. »Die Jungen und Rücksichtslosen erobern die Welt, unser Hass ist unsere beste Waffe im Kampf gegen die verlogene kapitalistische Gesellschaft!«, skandierte er auf Kundgebungen und Parteiversammlungen, die allerdings schlecht besucht waren. Die Erniedrigten und Beleidigten Russlands, die Bauern, Rentner und Bergarbeiter, trauten Limettow nicht. Bei den letzten Regionalwahlen bekam er 0,0015 Prozent der Stimmen.

Er heiratete zum fünften Mal. Seine neue Frau war dreißig Jahre jünger als er, der mittlerweile auf die sechzig zugeht. Er wollte für immer der junge Eduard aus dem Buch »Fuck off, America« bleiben und ein heldenhaftes Leben führen, konnte aber seinem eigenen Ideal immer weniger gerecht werden. Seine

Odyssee endete dann aber erst einmal ziemlich dramatisch -

im Knast. Schuld daran war sein neues, sein siebenundzwanzigstes Buch, das er über den Geschäftsmann Bikov schreiben wollte, den ehemaligen Generaldirektor des größten Aluminiumkombinats von Sibirien. In ihm sah Limettow die Zukunft Russlands. Der Schriftsteller fuhr nach Krasnojarsk, um über seinen Helden zu recherchieren.

In dem wildkapitalistischen Giftnebel des russischen Geschäftslebens war Bikov zweifelsohne für viele ein heller Stern, eine echte sibirische Legende. Sein Aufstieg hatte erst spät begonnen, lange nachdem die spontane wirtschaftliche Privatisierung in Russland Anfang der Neunzigerjahre in einen Krieg ausgeartet war: Auf der einen Seite standen die ehemaligen Betriebsdirektoren, die ihre eigenen Fabriken privatisieren wollten und sich dafür selbst Kredite bewilligten, sowie die regionalen Parteibonzen und Polizeichefs, die alle Businessmen werden wollten. Auf der anderen Seite standen die Kriminellen, wegen ihrer Ganzkörperätowierungen in Russland »Blauhäute« genannt. Die beiden Parteien verknäulten sich ineinander.

Im sibirischen Krasnojarsk brach 1991/92 der erste Aluminiumkrieg aus, in dem es um hunderte von Millionen Dollar ging, denn Aluminium war ein Exportartikel der Extraklasse. Anatolij Bikov blieb damals zunächst noch außen vor. Er hatte am dortigen Pädagogischen Institut sein Diplom als Sportlehrer gemacht und arbeitete an einer Schule seiner Heimatstadt Nasarowo, die eigentlich nur ein Kohlenschacht in der Nähe von Krasnojarsk war. Dort kümmerte er sich um die Jugendlichen und organisierte unter anderem einen Boxklub, damit sie nicht beschäftigungslos auf der Straße herumhingen. Viele seiner Freunde fuhren regelmäßig nach Krasnojarsk, um dort Geschäfte zu machen, er aber blieb Sportlehrer. Einmal beklagten sich ein paar Freunde von ihm über all die Probleme, mit denen sie es in der großen Stadt zu tun hatten, wo ihnen die Blauhäute partout Schutzgelder abpressen wollten. Bikov

versprach zu helfen. Er fuhr mit seinen Boxjungs nach Krasnojarsk, traf sich mit den Kriminellen und klärte sie darüber auf, dass sie keine Chance gegen seine durchtrainierte Truppe hätten. Danach mieden diese Bikovs Freunde nach Möglichkeit.

Die Geschichte machte in den Kreisen der neuen Unternehmer von Krasnojarsk die Runde. Bald sprachen alle nur noch von dem Verrückten, der ehrliche Geschäftsleute beschützte und dafür nicht einmal Geld nahm. Immer wieder wurde Bikov daraufhin mit seinen Boxern nach Krasnojarsk gebeten. Sein Ansehen wuchs. Wenig später erzählte schon jeder zweite Geschäftsmann in der Stadt stolz, er arbeite mit Bikov zusammen. Schließlich zog Bikov nach Krasnojarsk. Die Miliz und die Kriminellen mussten ihn notgedrungen in ihre Gesellschaft integrieren. Sie wählten ihn sogar zu ihrem Schiedsrichter: Bikov sollte bei allen laufenden und zukünftigen Streitereien zwischen den verfeindeten Parteien schlichten. Doch mit dieser Rolle gab sich der ehemalige Sportlehrer bald nicht mehr zufrieden. Er hatte begriffen, dass die Direktoren und die Milizchefs genau wie die Blauhäute sich nur um ihre eigenen Gewinne sorgten. Nicht im Traum wäre ihnen eingefallen, irgendetwas für ihr Land und das Volk zu tun.

Warum müssen es immer nur solche Leute sein, die in unserer Region das Sagen haben?, dachte sich Bikov. Er baute seine Boxschule in Krasnojarsk weiter aus und stieg selbst in das Aluminiumgeschäft ein. Es begann ein zweiter Aluminiumkrieg, und diesmal schienen die sibirischen Kriminellen die Verlierer zu sein. Einer nach dem anderen wurde erschossen. Den »Schnurrbart« erwischte es vor seinem Haus, der »Schrille« wurde mit seinem eigenen Mercedes in die Luft gesprengt, und der »Gestreifte« wurde im Bett erstochen. Innerhalb weniger Monate waren zwei Dutzend kriminelle Autoritäten verschwunden. Nur ein paar ganz große wie Pascha Lichtmusik überlebten.

In der Stadt war man der festen Überzeugung, dies alles wäre

allein Bikovs Verdienst. Doch er selbst sagte dazu nichts, sondern lächelte nur verlegen, wenn das Gespräch darauf kam. Aber schon bald hatte er genügend Aktien des Aluminiumkombinats in seinem Besitz, um Vorsitzender des Aufsichtsrates zu werden. Gleich anschließend verscheuchte er auch noch die amerikanischen Investoren, alles ehemalige Russen, die das Kombinat kaufen wollten. So wurde er zum Alleinherrscher von Krasnojarsk und zum Robin Hood Sibiriens.

Als Erstes baute Bikov in Krasnojarsk eine orthodoxe Kirche sowie eine Moschee und eine Synagoge, dann eröffnete er ein neues Waisenhaus, eine Schule für begabte Kinder, mehrere Sportvereine und fing an, den Arbeitern im Aluminiumkombinat anständige Löhne zu zahlen. Wie einst die argentinische Evita Peron überschüttete er das Volk mit Wohltaten, vergaß aber auch sich selbst dabei nicht, wobei er gar nicht erst versuchte, seinen Reichtum zu verstecken. »So wie ich kann jeder bei uns leben«, meinte er. Bikov kam beim Volk gut an, und als er dann noch in die Politik ging und seine Kandidatur für das russische Abgeordnetenhaus anmeldete, wunderte sich keiner mehr, dass er gleich auf Anhieb fünfundsiebzig Prozent der Stimmen bekam.

Damit war er aber auch den politischen Machtinhabern in Sibirien nicht mehr geheuer. Als gemunkelt wurde, dass Bikov beabsichtigte, die letzte Blauhaut in der Stadt umzulegen, Pascha Lichtmusik, stellten sie ihm eine Falle. Ein von der Staatssicherheit zuvor verwanzter Profikiller sollte Bikov seine Dienste anbieten. Im Fernsehen zeigte man die Leiche von Pascha Lichtmusik, und der Profikiller brachte Bikov die Rolex des angeblich Toten als Beweis dafür, dass er seine Arbeit erledigt hatte. Die Uhr war als Belastungsmaterial gedacht und sollte später gegen Bikov verwendet werden. Doch der war nicht blöde, er nahm sie nicht an und meinte sogar, die ganze Geschichte interessiere ihn überhaupt nicht. Doch obwohl es

keinerlei Beweise gab, wurde Haftbefehl gegen ihn erlassen. Bikov flüchtete nach Ungarn, wurde dort verhaftet, nach Moskau ausgeliefert und in Untersuchungshaft gesteckt.

Bis zu diesem Punkt hatte der Schriftsteller Limettrow seine Geschichte in Sibirien genau recherchiert. Er hatte Monate in Krasnojarsk verbracht, sich mit dem ersten Lehrer von Bikov getroffen und sogar den Kindergarten besichtigt, in dem Bikov seine Kindheit verbracht hatte. Außerdem hatte er sich mit mehreren Arbeitskolleginnen von Bikovs Mutter getroffen, die ihr ganzes Leben lang als Putzfrau gearbeitet hatte. Als Limettrows Buch gerade fertig war, wurde er verhaftet: »Wegen Aufrufs zum bewaffneten Widerstand«, wie es in der offiziellen Pressemitteilung hieß. Außerdem soll er in Sibirien versucht haben, zwei Dutzend Luft-Boden-Raketen von der chinesischen Volksarmee zu erwerben. Wenig später saß er schon mit dem Geschäftsmann Bikov zusammen im selben Knast. Die beiden Männer sahen sich regelmäßig bei ihren Spaziergängen im Hof und redeten miteinander, wie Moskauer Journalisten dann herausfanden. Pascha Lichtmusik lebte derweil draußen unter einem anderen Namen weiter munter vor sich hin und genoss das Zeugenschutzprogramm. Er beabsichtigte sogar, für das russische Abgeordnetenhaus zu kandidieren. Die amerikanischen Kollegen von Limettrow, Mister Ames und Mister Taibbi, besuchten den Schriftsteller nicht ein einziges Mal im Knast, stattdessen amüsierten sie sich weiter in den zahlreichen Stripteaselokalen der Hauptstadt und sammelten dort Erfahrungen für ein zweites Buch über das wilde russische Leben, das möglicherweise bald erscheinen wird.

Nicht nur bei den Amerikanern, auch bei den Europäern lösten die russischen Stripteaselokale große Begeisterung aus. So etwas Exotisches gab es nirgendwo sonst auf der Welt, behaupteten viele Westler. Besonders die wohlhabenden Bewohner Moskaus waren auf ihre Klubs und Kabarets sehr stolz und gingen immer wieder gerne dorthin. »Wie in Amerika,

nur besser, mit mehr Kultur!«, sagten sie zum russischen Striptease, einer wahrhaft seltsamen Angelegenheit. Seine Geschichte begann mit der Perestroika. Jahrzehntlang schilderte die sowjetische Presse detailliert und genüsslich, wie die bourgeoise Kultur im Westen schillernd verfaulte, wie die Kapitalisten sich verzweifelt mit immer neuen Portionen Sex, Drugs and Rock 'n' Roll betäubten, wie sie vergeblich versuchten, damit ihrem sinnlosen kapitalistischen Leben einen letzten Halt zu geben, bevor sie endgültig vom Sozialismus überrollt würden. Der sowjetische Bürger las darüber in der Zeitung, beneidete die Genossen im Westen und trank seinen aids-sicheren Wodka in der Küche weiter.

Als der Sozialismus dann plötzlich den Geist aufgab, dachten die Russen: Na also! Jetzt werden wir uns wohl auch so toll amüsieren wie die Kollegen drüben: wilder Sex, laute Musik und teurer Alkohol an jeder Ecke, mit einem Wort - Unterhaltung pur. Die russischen Experten fuhren sofort nach Europa und Amerika, um alles genau zu studieren. Und schon 1991 stand im Moskauer Park für Kultur und Erholung der erste gepanzerte Stripteasecontainer. Für fünfundzwanzig Rubel konnte man dort durch kugelsicheres Glas zwei blonden Frauen zuschauen, wie sie sich langsam auszogen und dann wieder langsam an. Der Container hatte auch ein kleines Loch, gerade so groß, um einen Zeigefinger durchzustecken. Für einige Rubel extra näherte sich die eine oder andere Stripperin dem Loch, und der Glückliche durfte mit dem Zeigefinger an ihren Brustwarzen knipsen. Immer wieder versuchten besonders schlaue Kunden, auch andere Körperteile in das Loch reinzukriegen. Für solche Fälle stand in dem Container eine Axt in der Ecke, mit der die Frauen virtuos umgehen konnten.

Wenig später eröffneten dutzende von Stripteasebars und -restaurants in der russischen Hauptstadt: Frauen in Unterwäsche und Männer in Badehosen, die alle wie Tarzan und Jane aussahen, drehten sich um Eisenstangen herum und verlangten

dafür vom Publikum, dass es ihnen Dollarscheine in die Höschen stopfte. Die Russen taten, was von ihnen verlangt wurde, waren aber im Großen und Ganzen von der westlichen Zivilisation enttäuscht. Sie hatten sich die süßen Wonnen des entwickelten Kapitalismus irgendwie anders vorgestellt.

»Was soll dieser Scheiß?«, fragten sie ihre Unterhaltungsexperten. Letztere wollten jedoch keine Verantwortung übernehmen.

»Wir haben es genau wie im Westen gemacht«, argumentierten sie.

»Es sieht aber irgendwie pissig aus«, meckerten die Russen.

Die Experten wurden entlassen, und das Volk nahm die Unterhaltungsbranche selbst in die Hand. Seit Mitte der Neunzigerjahre entwickelte sich eine eigene kapitalistische Unterhaltungskultur in Russland, und das mit großem Erfolg. In der Hauptstadt wird jeden Monat ein neues Stripteaserrestaurant eröffnet, und jedes Mal ist es etwas Einzigartiges, wovon der Westen nur träumen kann.

Als ich 1999 dort war, besuchte ich zusammen mit meinem Schwager Sergej die Neueröffnung des »Antiken Stripteaserrestaurants Pirr« in der Siebergasse. Zusammen mit den In-Klubs »Imperium der Leidenschaft« und »Nackter Bär« gehört diese Einrichtung zur Avantgarde der postsozialistischen Erotik. Die Haupthalle sah aus wie eine Guft, war großzügig mit antiken Gegenständen voll gestellt und mit vielen Kerzen ausgeleuchtet. Die männliche Bedienung hatte man als Gladiatoren verkleidet, die weibliche als Hetären. Das Personal durfte sich nur in Reimen äußern. »Für unsere wertvollen Gäste vollführen wir jede noch so verrückte Geste«, begrüßte uns eine junge Kellnerin in Toga und Sandalen, als Sergej und ich uns an einen leeren Tisch setzten. Sergej hatte gerade eine mehrmonatige Trunksucht hinter sich und war wieder auf wilde Abenteuer scharf. Laut Speisekarte wurden in dem antiken

Strip-teaserrestaurant außer teurem Essen drei Sorten von Unterhaltung angeboten:

Der Gast konnte mit Gladiatoren kämpfen oder sie am Sack kratzen, er durfte sich von den Hetären füttern lassen oder sie an den Busen fassen. Außerdem konnte man in einem Nebenraum einen Privatanzug von Gladiatoren und Hetären bestellen. »Für fünfzehntausend Rubel extra spielt der Chefkoch für Sie Akkordeon«, stand noch ganz unten auf der Speisekarte. Der Chefkoch kam auch zu uns an den Tisch, um sich vorzustellen. Er sah aus wie ein Doppelgänger von Zeus, trotzdem hatten wir Zweifel an seiner musikalischen Begabung - fünfzehntausend Rubel sind eine Menge Geld: fast eintausendfünfhundert Mark. Also bestellten wir zuerst einfach ein Fass antiken Rotwein und schauten uns um. Das Ganze sah aus wie ein Naturkundemuseum, nur dass die zahlreichen Gäste in ihren Armani-Anzügen irgendwie nicht ins Bild passten.

Nach zwei Litern wollte Sergej sich unbedingt mit einem der Gladiatoren anlegen. Er verhandelte hart, fand es aber dann doch zu teuer. Die Bedienung redete die ganze Zeit in Reimen auf uns ein, was sich als äußerst ansteckend erwies. Schon nach kurzer Zeit dichteten wir wie wild zurück. Mit Anstrengung leerten wir derweil das Fass. Danach gingen wir in voll antikem Zustand an die frische Luft. Sergej behauptete zwar, der Abend fange jetzt erst richtig an, und wollte sofort schräg gegenüber in die »Kaserne der Liebe« gehen, eine Schwulenbar in einer ehemaligen Badeeinrichtung. Dort, so versprach uns der Türsteher, würden in den zahlreichen engen Duschkabinen Stühle und Tische stehen und junge Männer sich einander in die Ärsche gucken.

»Kommt rein«, erzählte er uns weiter, »ich habe gerade eben eine Touristengruppe aus Kalifornien reingelassen, supertolle Cowboys frisch aus dem Flugzeug, es kann heute richtig lustig werden.« Sergej wollte ihm nicht glauben und ging aus Neugierde hinein, ich aber hatte bereits die Nase voll von der

neuen russischen Unterhaltungskultur und machte einen Spaziergang an den Moskauer See. Die Nacht war warm, die Uferpromenade voller Spaziergänger. Immer wieder hörte ich Englisch. Wie viele Amerikaner lebten zurzeit in Moskau? Laut der Moskauer Zeitung »Der Ausländer« sollten es um die zehntausend sein. Die unvermeidliche Ordnung der Natur: Für jeden Arsch findet sich eine passende Hose, für jede Hütte ein Onkel Tom und für jeden ausgestoßenen Amerikaner ein neues Zuhause. Die Moskauer Amerikaner wurden schnell russifiziert. Sie konnten literweise Wodka trinken, zwei Kilo Hühnerschenkel auf einmal verspeisen, und ihren Urlaub verbrachten sie natürlich auf der Krim.

»Ach, die Krim, da würde ich auch gerne mal hin«, sagte ich zu mir selbst und schaute ins Wasser.

Verschollen auf der Krim

Jedes Land hat einen besonders vornehmen Kurort, auf den es auch besonders stolz ist. Für die sowjetische Bevölkerung war es die Halbinsel Krim, ein abgefahrener Ort, an dem Träume wahr wurden. Einmal auf die Krim zu fahren, das war quasi für alle Bürger des Landes Pflicht. So wie Mallorca für Westdeutsche oder Hiddensee für die Ostdeutschen. Mit der Zeit entwickelte sich die Krim zu einer eigenständigen Metropole, die sich mit vielen Legenden schmückte. Dort schien immer die Sonne, und die schönsten Frauen des Landes liefen Tag und Nacht leicht bekleidet am Strand entlang. Die berühmtesten russischen Dichter, Künstler, Wissenschaftler und Generäle suchten dort Inspiration - und fanden stattdessen ein Haus mit Garten und Boot. Ihre Anwesen wurden später alle zu Museen. Die Häuser von Tschechow, Puschkin, Kotusow, Suworow, Aiwassowski und anderen sorgten so für die Kultur auf der Halbinsel.

Auch die postsowjetische Geschichte des Landes hat dort bereits ihre Spuren hinterlassen. In Faros hielten militärische Verschwörer den ersten russischen Präsidenten Gorbatschow gefangen. Und Jelzin, der zweite russische Präsident, ging dort oft gut gelaunt baden. Zu den Krim-Attraktionen zählen ferner: der größte zoologische Garten des Landes, der größte Wasserfall, das größte Pionierlager und das größte Gemälde Russlands. Es ist das Panoramabild von F. J. Rubo, 1610 Quadratmeter groß. Sein Werk heißt »Die Verteidigung der Stadt Sewastopol gegen die englischen, französischen und türkischen Armeen«. Diesem Bild kann man entnehmen, dass alle Regierungen der Welt schon immer neidisch auf diese Perle des Schwarzen Meeres waren und bereits seit dem dritten Jahrhundert vor Christi Geburt versuchten, die Halbinsel zu

erobern. Sogar die Genueser und die Mongolen versuchten es.

Seit etwa zehn Jahren gehört die Krim nicht mehr offiziell zu Russland, und die meisten meiner Landsleute ärgern sich darüber schwarz. Was die feindlichen Armeen über Jahrhunderte hinweg nicht geschafft haben, das erledigten die russischen Politiker beim Frühstück. Mit der Auflösung der Sowjetunion wurde das Land wie eine Torte aufgeteilt, der damalige russische Präsident Jelzin hatte wahrscheinlich nicht richtig aufgepasst: Plötzlich war die Krim weg. Zurzeit gehört das gute Stück der ukrainischen Republik. Vielleicht verkaufen sie die Halbinsel irgendwann mal an Russland zurück, wenn sie ihre Stromrechnungen nicht mehr bezahlen können.

In Wirklichkeit ist die Krim eine ziemlich finstere Gegend. Wie in jedem Touristenort wird die Bevölkerung dort von den Erholungssüchtigen ausgebeutet und umgekehrt. Die Krimbewohner haben über die Jahrtausende eine Hassliebe zu ihren Gästen entwickelt. Sie hassen die Touristen, weil sie die Ökologie der Insel zerstören und die Einheimischen nachts mit ihren Partys terrorisieren. Ende August wird es besonders schlimm. Dann greift die einheimische Jugend zu Hieb- und Stichwaffen und geht auf Touristenjagd. Fast immer kommt sie mit toller Beute zurück, und dafür liebt sie dann wieder die Touristen, weil sie die einzige Quelle ihres Wohlstands sind. Aus dieser Hassliebe heraus vermieten die Einheimischen selbst Übernachtungsmöglichkeiten in Hühnerställen für zehn Dollar am Tag, außerdem versuchen sie noch, jedem Gast ihre selbst genähten Tischdecken als Volkskunst zu verkaufen. Doch der Hauptgrund für die Verdorbenheit der Inselbewohner ist der Umstand, dass sie die Einzigen sind, die sich keinen Urlaub auf der Krim gönnen können. Sie leben ja dort.

Als Kind habe ich meine erste Krim-Pflichtreise verpasst. Genauer gesagt haben meine Eltern sie damals in den Sand gesetzt. Wir waren schon auf dem Weg zur Krim, doch meine Mutter wollte vorher schnell noch ihre Verwandtschaft in

Odessa besuchen, das auf dem Weg liegt. In Odessa gerieten wir in eine Cholera-Epidemie, die ganze Stadt wurde für Monate unter Quarantäne gestellt. Niemand durfte rein oder raus, aber wir waren schon drin, also blieb die Krim in jenem Jahr für mich unerreichbar. Später wurde ich von meinen Eltern regelmäßig in Pionierlager geschickt, die immer nördlich von Moskau lagen und deswegen preiswerter als der Süden waren. Viele meiner Mitschüler fuhren jedes Jahr mit ihren Eltern auf die Krim, kamen braun gebrannt zurück und erzählten anschließend in der Schule von Palmen, Papageien, Durchfällen und sonstigen Abenteuern, die zu einem Urlaub am Schwarzen Meer anscheinend dazugehörten.

Für die Erwachsenen schien die Krim dagegen nicht selten eine Art russisches Bermudadreieck zu sein, eine wunderbare Möglichkeit, spurlos zu verschwinden. So kehrte zum Beispiel auch unser Nachbar, Onkel Oleg, nicht mehr aus seinem Urlaub dort zurück. Er hatte eine Woche in einem der vielen Krimsanatorien gebucht. Nach zehn Tagen war er noch immer nicht zurück, und alle in unserem Haus hielten es für ihre Pflicht, bei seiner Frau anzuklopfen und dieser ihr herzliches Beileid auszudrücken. Nach zwanzig Tagen bekam sie ein Telegramm von dem Verschollenen: »Bin auf der Krim aufgehalten worden, brauche Geld für die Rückfahrt.« Der Inhalt des Telegramms wurde sofort im ganzen Haus bekannt. Die wildesten Spekulationen kamen auf. Die meisten waren überzeugt davon, dass Onkel Oleg eine Affäre mit einer der sagenhaften Krimschönheiten angefangen hatte. Sie überfielen bekanntlich jeden allein reisenden Touristen und sogten ihn bis zum letzten Tropfen aus. Die Ehefrau überlegte hin und her, dann überwies sie trotz ihrer Bedenken das Geld.

Eine Woche später bekam sie erneut ein Telegramm. Diesmal war der Text noch kürzer: »Bin auf Krim, brauche Kohle.« Die Ehefrau spielte mit dem Gedanken, sich selbst auf die Reise zu begeben. Das war aber wegen ihrer Arbeit und der Kinder nicht

möglich. Also schickte sie ihrem Ehemann noch einmal telegrafisch Geld. Daraufhin hörte man zwei Wochen nichts mehr von Onkel Oleg. Dann meldete er sich wieder mit einer verwirrenden Botschaft: »Bin Krim - Kohle.« Diesmal weigerte sich die Ehefrau, zur Post zu gehen. »Es reicht mir«, sagte sie. Nach einem Jahr nahm ein anderer Mann die Stelle von Onkel Oleg bei ihr ein. Er selbst meldete sich nie mehr. »Bin Krim - Kohle« war seine letzte Botschaft gewesen. Mit der Zeit entwickelte sich der Satz zu einem populären Sprichwort erst in unserer Gegend und dann im ganzen Bezirk Kunzewo. Wenn der eine oder andere Ehemann von der Parteiversammlung zu spät nach Hause kam und nach Parfüm roch oder wenn er mit seinen Kollegen zum Fußball gegangen war und erst am nächsten Morgen wieder bei seiner Familie erschien, hieß es stets: »Bin Krim - Kohle.«

Mit achtzehn unternahm ich eine große Reise durch die Sowjetunion. Fast ein Jahr lang war ich zusammen mit einigen Freunden unterwegs. Unser Ziel war es, das Land kennen zu lernen, wilde Abenteuer zu erleben und uns vor der Einberufung zu drücken, die uns damals allen bevorstand. Von unserem Kreuzzug blieb keine der fünfzehn Republiken der Sowjetunion verschont, außer Tadschikistan, das wir im Zug verschliefen. In Lettland überwintereten wir, die Bevölkerung und die Miliz dort waren sehr liberal und begegneten uns freundlich. In der Ukraine konnten wir im Sommer unter freiem Himmel übernachten, und besonders auf dem Land gab es viele Möglichkeiten, ohne Geld zu leben.

Einmal streiften wir auch über die Krim. Wir zelteten auf einem Hügel in der Nähe des Sees Tepli Saki, was sich mit »warme Pisse« übersetzen lässt. Dieser merkwürdige Name kam daher, dass das Wasser dort sehr salzig und ungewöhnlich warm war. Rund um den See befanden sich verlassene Salzminen, zwei Kilometer von unserem Lager entfernt das gleichnamige Dorf. Die Dorfjugend besuchte uns gleich am ersten Tag und

behauptete, wir würden ihr Territorium für unsere Zelte benutzen und wollte Geld dafür kassieren. Wir hatten kein Geld und auch keine Angst vor den Warmpissern. Sie dachten, wir wären Großstadtstudenten auf Urlaub, dabei waren wir schon ein Jahr unterwegs gewesen und mittlerweile auf alles gefasst. Außerdem waren wir in der Überzahl. Nach einer kurzen Verhandlung schubsten wir die Jungs von unserem Hügel herunter. Die Warmpisser gaben aber nicht auf. Sie änderten ihre Taktik und alarmierten die Miliz. Am Ende mussten wir die Krim verlassen. Leichten Herzens fuhren wir weiter um das Schwarze Meer herum. Den Ortsnamen Tepli Saki und die damit verbundene Geschichte vergaß ich.

Erst vierzehn Jahre später wurde ich in Berlin wieder an diesen Ort erinnert: Von einem Freund namens Martin, der Kunstwissenschaft an der FU studierte und seine Diplomarbeit über das Lebenswerk des großen deutschen Künstlers Josef Beuys schreiben wollte. Martin bereitete gerade seine erste Reise auf die Krim vor, wo er sich auf die Spuren von Beuys begeben wollte. Er fragte mich, ob ich schon einmal in Tepli Saki gewesen wäre und ob ich nicht Lust hätte mitzukommen. Dort, zwischen den verlassenen Salzminen, soll Josef Beuys seine erste künstlerische Offenbarung gehabt haben, erzählte mir Martin.

Die Geschichte von Beuys' Absturz auf der Krim war mir nicht ganz unbekannt. Im Zweiten Weltkrieg war der Künstler Bordschütze in einem Flugzeug gewesen, das 1944 abgeschossen wurde und auf die Halbinsel stürzte. Der Pilot kam dabei ums Leben, der schwer verletzte Schütze Beuys wurde laut einer von ihm selbst später verbreiteten Legende von der dortigen Bevölkerung freundlich aufgenommen und geheilt. Beuys behauptete, es wären Krimtataren gewesen, die ihm Unterkunft gewährt hätten. Sie wären so etwas wie die Ureinwohner der Halbinsel gewesen und hätten damals dort ein naturverbundenes Leben abseits der Zivilisation geführt. Ihn

hatten sie damals so lange mit Fett beschmiert und den Verletzten in Filz gewickelt, bis er irgendwann wieder gesund war.

Diese Behandlungsmethode der Ureinwohner wies dem angehenden Künstler den Weg zum Erfolg. Seine Werke bestanden später hauptsächlich aus Fett, Filz, Honig und Ähnlichem. Außerdem engagierte er sich politisch, unter anderem sang er für die grüne Partei tolle Lieder, zum Beispiel »Sonne statt Reagan«.

Eine Bekannte von mir, auch eine Kunstwissenschaftlerin, stellte einmal die These auf, dass das Flugzeug von Beuys 1944 von Antoine de Saint-Exupéry abgeschossen wurde, der etwa zu diesem Zeitpunkt auch mit einem Flugzeug unterwegs war und die Orientierung verloren hatte. Das war natürlich eine gewagte These, die kaum zu beweisen war. Aber allein die Vorstellung, der Autor von »Der kleine Prinz« hätte den Autor von »Das Geheimnis der Knospe zarter Hülle« vom Himmel geholt, faszinierte meine Bekannte für lange Zeit.

So viel wusste ich also von Beuys. Was ich aber nicht wusste und erst von Martin erfuhr, war, dass Josef Beuys nicht irgendwo auf der Krim, sondern genau bei dem Dorf Tepli Saki abgestürzt war. Die Sitten dort mussten einen Riesenwandel durchgemacht haben, dachte ich: Den Soldaten Fritz Beuys wickelten sie in wertvollen Filz, aber uns vertrieben sie vierzig Jahre später mit der Miliz.

Ich erzählte Martin von meinen Krimerfahrungen und riet ihm, die Reise lieber sein zu lassen und in den heimischen Archiven nach neuen Informationen zu suchen. »Nichts ist dort so geblieben, wie es einmal war«, erklärte ich ihm. Die Krimtataren waren gleich nach dem Krieg von Stalin nach Sibirien in die Verbannung geschickt worden, weil viele mit den Nazis kollaboriert hatten. Stalins Nachfolger Chruschtschow ließ zehn Jahre später die Halbinsel mit Maisfeldern bedecken. Danach wurde die Insel zum größten Kurort der Sowjetunion

ausgebaut.

»Du wirst dort nichts mehr finden«, versuchte ich, Martin zu überzeugen. »Keine Tataren, keinen Filz, keinen Honig und sicherlich auch keine Spur von Josef Beuys, der sich wahrscheinlich die Geschichte von seiner Rettung sowieso ausgedacht hat.« Martin hörte mir nicht zu, er hatte schon seine eigene Vorstellung von der Krim entwickelt und ließ sich von meinen Argumenten nicht beeinflussen. Im Geiste war er bereits dort - auf einer exotischen Insel, wo die Zeit stehen geblieben war und freundliche Ureinwohner immer noch ein Leben jenseits der Zivilisation führten. Sie würden ihm die geheimen Orte zeigen, den unberührten Fleck, wo die verrostete Maschine von Josef Beuys immer noch eingefettet im Busch lag.

Auf jeden Fall würde es ihm gelingen, Licht in einen noch nicht ganz aufgeklärten Fall der modernen Kunstgeschichte zu bringen. Welche Spuren hat Beuys auf der Krim hinterlassen? Was ist unter dem alten Eisen vergraben? Nur ein paar leere Patronenhülsen oder womöglich eine Botschaft an der Außenhülle des Flugzeugs in der typischen Beuys'schen Handschrift: »Bin Krim - Josef« oder etwas in der Art? Ein Abenteuer der Extraklasse schwebte Martin vor. Ich hielt nichts von seinem Projekt. Genauso gut könnte er auf Lesbos nach Spuren von Sappho oder in Ägypten nach dem Wohnsitz von Tutenchamun suchen.

Ich versuchte mich gerade in Berlin als Journalist und hatte eine ganz andere Reise vor, nach Oberschöneweide. Ein pensionierter PDS-Abgeordneter hatte uns erzählt, wie unheimlich interessant diese Gegend wäre. Ultralinke und Neonazis, schwäbische Unternehmer und arbeitslose Honecker-Übersetzer sowie kubanische Gastarbeiter würden dort einträchtig zusammen in einer Kneipe namens Hollywood sitzen und zusammen Bier trinken. Ich war noch nie in Oberschöneweide gewesen. Auf der Krim schon. Das Problem von Martin war, dass er weder Russisch noch Ukrainisch

konnte. Auch seine Freundin Anke nicht. Aber sie hofften, mit ihren Englischkenntnissen den notwendigen Kontakt mit der Krimbevölkerung aufnehmen zu können.

»Dürfte ich dich zur Not anrufen, wenn wir Probleme kriegen«, fragte mich Martin.

»Jederzeit«, versicherte ich ihm, »aber übertreib es nicht. Mobil zu telefonieren ist auf der Krim bestimmt nicht billig.«

Wir verabschiedeten uns. Zwei Tage später flogen die beiden jungen Menschen mit Ukrainean Airlines nach Jalta, das so etwas wie eine Hauptstadt der Krim ist. Dort wollte Martin einen Bus mieten und Richtung Tepli Saki zur Absturzstelle von Beuys fahren. Ich blieb als Gruppenkoordinator im sonnigen Berlin und wartete vergeblich auf den Anruf von meinem Freund und Kollegen Helmut Höge, mit dem wir zusammen unseren PDS-Abgeordneten in Oberschöneweide besuchen wollten. Er war aber verschwunden. Unsere längst geplante Reise musste verschoben werden.

Um acht Uhr morgens klingelte das Telefon. Helmut, dachte ich und ging ran. Es war aber Martin. Er rief mich aus einer Autovermittlung an und fragte, ob fünfhundert Dollar zu viel wären, um einen Minibus für eine Woche zu mieten. Der Chef der Autovermietung wäre sehr nett, könnte aber kaum Englisch. Ob ich nicht die Verhandlungen übernehmen wollte. Ich übernahm das Gespräch und redete mit dem Autovermittler Tacheles.

»Hallo!«, sagte ich zu ihm.

»Hallo«, antwortete er.

»Zwanzig Dollar pro Tag«, meinte ich aufs Geratewohl.

Der nette Autovermittler sagte sofort zu, seine Stimme klang freundlich, sogar zu freundlich. Wahrscheinlich kostete so ein Bus in Wirklichkeit fünfzig Cents die Woche, dachte ich und sagte laut in den Hörer:

»Für diesen Preis müssen Sie selbst den Bus fahren, jeden Tag von sieben bis elf, und nüchtern«, fügte ich hinzu.

»Machen wir gern«, sagte der Kleinbusvermittler. »Ich werde um halb sieben am Hotel sein.«

Nun hatten meine Freunde einen Bus und einen Fahrer noch dazu. Als Gruppenkoordinator hatte ich mir doch ein wenig Sorgen um die beiden gemacht. Es schien aber alles gut zu laufen. Jetzt drehen sie ein paar Runden auf der Insel, stellen fest, dass ich Recht hatte, und kommen schnell zurück, dachte ich und schlief wieder ein. Der Tag verging im sinnlosen Rummel. Abends rief Martin mich wieder an und erzählte mir fantastische Geschichten: Der Fahrer wäre ein echter Schatz, er hätte sie gleich an den richtigen Ort gefahren, als er nur den Namen Beuys hörte.

»An welchen richtigen Ort? Wo seid ihr jetzt überhaupt?« Ich verstand Martin nicht.

»Wir sind an dem richtigen Ort«, wiederholte Martin, »und haben jetzt schrecklichen Durchfall, wahrscheinlich von den Naturprodukten hier.« Seine Stimme klang merkwürdig. »Ich kann nicht lauter reden«, sagte er, »es sind zu viele Menschen hier.«

»Und was sind das für Menschen?«, fragte ich ihn.

»Deutschsprachige Tataren«, flüsterte er. Der Absturzort von Beuys wäre ausgemaltes, erzählte er weiter, dort stünde ein Pfeil mit einem Schild, auf dem irgendetwas auf Alt-tatarisch geschrieben wäre. Auf der Erde lägen die Reste von einem deutschen Kampfflugzeug. Fotografieren dürfe man allerdings nur gegen Gebühr, so verlange es der Naturschutz, sagten die Tataren.

»Wir haben trotzdem ein paar Fotos gemacht und sind nun in einer Pension untergebracht, in einem Dorf, das nicht auf unserer Karte eingezeichnet ist. Die Dorfbewohner sind unglaublich authentisch und nett, alle tragen volkstümliche

Kleider aus Filz, und viele sprechen sogar relativ gut Deutsch. Die Dorfbewohner nennen ihre Siedlung Torlala oder Turlala je nachdem. Sie meinen, das heißt auf Alt-tatarisch so viel wie ›Ort der Geborgenheit. Ich habe mit den Leuten in der Kneipe gesprochen«, erzählte mir Martin begeistert.

Viele, besonders ältere Menschen könnten sich an den deutschen Flieger noch gut erinnern. Sie hätten als Kinder oft an dem Platz gespielt, wo dann im Krieg die Maschine abstürzte. Der freundliche Besitzer der Gaststätte hatte Martin sogar ein Stück vom Flügel des abgestürzten Flugzeugs zum Kauf angeboten. Eigentlich verstoße es gegen das Gesetz und könne schwere Folgen für ihn und seine Familie haben, aber Martin sähe seinem Sohn sehr ähnlich, der mit vierzehn von einem Zug überfahren wurde, und von daher würde er ihm diesen Gefallen tun, für lausige tausend Dollar. Außerdem stünden noch andere Antiquitäten aus der Kriegszeit zum Verkauf: Fleischkonserven aus der Beuys-Tasche, die das spätere Genie gleich nach dem Absturz an die einheimischen Kinder verteilt habe, dazu irgendwelche halb abgebrannten Kleidungsstücke und Armeestiefel.

»Das ist alles Beschiss«, unterbrach ich Martin, »der Busfahrer steckt bestimmt mit den Pseudo-Tataren unter einer Decke«, vermutete ich.

»Das sehe ich auch so«, gab Martin zu, »aber das alles bedeutet, dass wir wahrscheinlich nicht die Einzigen sind, die hier nach Beuys fragen. Es gab wahrscheinlich mehrere Expeditionen aus Deutschland hierher, nur, wo sind die Ergebnisse festgehalten?«

Ich empfahl Martin und seiner Freundin, sofort das Dorf Trulala zu verlassen, keine Flugzeuge, keine Stiefel und auch keine Fleischkonserven zu kaufen, sondern einfach nach Jalta zurückzufahren, den Fahrer dankend auszuzahlen und wieder nach Hause zu fliegen. Martin hatte aber eine neue Idee. Er wollte nun unbedingt die Deutschen finden, die bei den Pseudo-

Tataren die Flügel von Beuys' Flugzeug gekauft hatten.

»Es muss eine Menge solcher Leute gegeben haben«, meinte Martin.

Ich wünschte ihm viel Glück.

Drei Tage später kamen Martin und Anke nach Berlin zurück und riefen mich an. Er hätte unglaubliche Dinge entdeckt, sagte Martin, die Expedition wäre ein voller Erfolg gewesen, aber er könnte das unmöglich alles am Telefon erzählen. Ich war gespannt und fuhr sofort zu ihm nach Karlshorst. Die beiden hatten ihre Rucksäcke noch nicht ausgepackt und waren auch geistig wahrscheinlich noch auf der Krim. Sie waren der Sache mit dem Beuys-Reliquienhandel nachgegangen und hatten in Jalta einen Moskauer Sozialwissenschaftler getroffen, der dort für seine Doktorarbeit recherchierte. Sie hieß »Betrug als Überlebenschance« oder so ähnlich. Der Soziologe hatte rund um Tepli Saki bereits drei verschiedene Siedlungen entdeckt, die alle von den Beuys-Legenden profitierten.

»Fast jedes Jahr im Sommer«, so erzählte ihnen der Wissenschaftler, »kommen Deutsche auf die Insel, die sich mit Beuys beschäftigen. Es sind aber nicht allzu viele, deswegen ist die Konkurrenz unter den Dörfern sehr groß. Sie müssen sich jedes Jahr etwas Neues einfallen lassen, um wettbewerbsfähig zu bleiben. Das Interessanteste dabei ist, dass es in den Dörfern tatsächlich Menschen geben muss, die noch den Krieg in diesem Gebiet miterlebt haben und sich also durchaus an den Absturz erinnern könnten.«

Außerdem hätten sich die Filzproduktion und die Heilmedizin auf der Basis von Honig und Fett unter dem Einfluss der Beuys-Erben und -Schüler nach dem Tod des Künstlers in der Gegend tatsächlich etabliert. Man könne dabei aber Betrug und Wahrheit schwer auseinander halten, meinte er.

Martin erzählte dem Moskauer Soziologen von den

Flugzeugteilen und den Beuys-Fleischkonserven, die sie beinahe gekauft hätten.

»Das ist doch noch gar nichts«, meinte der Soziologe und machte eine geheimnisvolle Miene. »Habt ihr schon den Sohn von Beuys kennen gelernt? Wenn nicht, dann kann ich euch zu ihm führen. Ich verspreche euch, es wird ein unvergessliches Erlebnis. Ihr müsst ihm nur ein bisschen Geld geben, damit er sich nicht ausgebeutet fühlt.«

Zu dritt stiegen sie in den alten Wagen des Wissenschaftlers und fuhren zurück nach Trulala. Kurz vor dem Dorf, wo der Absturzort ausgeschildert war, bogen sie nach rechts ab und fuhren auf einer engen Landstraße zwischen zwei Sandfelsen Richtung Schwarzes Meer. Nach ungefähr zehn Minuten erreichten sie das gesuchte Haus. Es gehörte wohl noch zu Trulala, sah aber nicht so authentisch aus wie die anderen Häuser im Dorf. Es war ein kleines Krimhaus aus weißem Sandstein mit einem Zaun, einem Garten und einer Sommerküche. Im Garten saß ein riesengroßer angeketteter Schäferhund. Er schaute die Ankömmlinge aufmerksam an, bellte aber nicht. Dadurch wirkte er nur noch gefährlicher.

»Viktor Josefowitsch!«, rief der Soziologe laut über den Zaun zu dem Hund. »Ich habe ein paar Wissenschaftler aus Deutschland mitgebracht, sie sind extra hierher gekommen, um mit Ihnen zu reden.«

Nichts bewegte sich im Haus. Auch der Hund im Garten verlor jegliches Interesse an den Gästen. Er legte seine Schnauze auf die Pfoten und schloss die Augen. Der Soziologe wollte aber nicht aufgeben.

»Viktor Josefowitsch«, rief er weiter. »Lassen Sie uns rein, um Ihres Vaters willen. Wir sind seine größten Fans.«

Nach fünfzehn Minuten ging die Tür auf, und ein alter Mann erschien auf der Treppe. Langsam durchquerte er den Garten und lächelte verlegen.

»Sind Sie schon lange hier? Sie müssen bitte entschuldigen. Ich war eingeschlafen. Bei dieser Hitze werde ich nach dem Mittagessen immer gleich müde. Kommen Sie bitte herein.«

Der Hund öffnete die Augen und seufzte. Martin und Anke standen sprachlos vor dem Gartentor und trauten ihren Augen nicht. Vor ihnen stand Beuys. Er war alt und dick, hatte eine Vollglatze und trug eine altmodische Brille. Er war angezogen wie ein typischer Dorfbewohner in Rente, aber es war zweifellos Joseph Beuys. Dieses unverwechselbare Gesicht: die lachenden, tief sitzenden Augen, die Nase, der Mund. Er trug zwar keinen Filzhut, dafür waren seine Pantoffeln aus diesem Stoff gewalkt.

Der Wissenschaftler schubste seine deutschen Kollegen in den Garten, und Viktor Josefowitsch machte die Gartentür wieder zu. Unter einem großen Apfelbaum in der Sommerküche wurde ein Tisch gedeckt. Viktor Josefowitsch brachte einen Eimer kleiner gelber Äpfel zum Tee und forderte seine Gäste auf, zuzulangen. Er habe eine viel zu reiche Ernte dieses Jahr und wisse nicht, wohin damit. Die Äpfel zu dieser Jahreszeit zu verkaufen, wäre genauso sinnlos, als würde man in einem Feld voller Blumen stehen und Sträuße feilbieten.

Nach und nach erzählte er den Gästen Geschichten aus seinem Leben. Der deutsche Flieger hatte einige Tage im Haus seiner Großeltern verbracht. Der Krieg war noch lange nicht zu Ende, aber im Dorf waren keine Truppen stationiert. Seine Mutter war damals noch sehr jung gewesen, zwanzig, vielleicht sogar jünger, er wusste es nicht mehr. Sie wurde zusammen mit ihrer Familie 1945 deportiert und war nun schon seit über zwanzig Jahren tot. Sie hatte ihm die Geschichte von seinem Vater ungern erzählt, es gab da auch nicht viel zu erzählen. Als jüngstes Familienmitglied hatte sie damals auf den Soldaten aufzupassen, der Josef hieß. Sie brachte ihm Wasser, Honig und Brot. Er lag da unter einer Filzdecke und lächelte freundlich. Nach vier Tagen wurde der Soldat von einer Patrouille abgeholt. Neun Monate später kam Viktor Josefowitsch zur Welt, und die

Großeltern sprachen nicht mehr mit ihrer Tochter.

Sie zog mit dem kleinen Viktor nach Jalta, wo er später zur Schule ging. In Stavropol besuchte er dann die Wirtschaftsakademie und arbeitete anschließend als Agronom in einem kleinen Dorf in Südrussland. 1976 wurde er zu Unrecht wegen illegalen Verkaufs von Volkseigentum zu einer Haftstrafe verurteilt. Er verbrachte zwei Jahre im Gefängnis. Eine Frau hatte er auch und zwei Kinder, die schon längst eigene Kinder hatten. Mit einem seiner Söhne stand er noch in Kontakt, seine Frau hatte ihn jedoch gleich nach seiner Verurteilung verlassen.

Nach der Entlassung kehrte er zurück auf die Krim, hier seien seine Wurzeln, seine Vorfahren seien hier beerdigt, und hier fühle er sich zu Haus, erzählte er. Von seinem Vater wisse er nichts, außer dass er ein großer Künstler in Deutschland geworden sei. Das hätten ihm die Touristen erzählt. Aber was genau der Vater mache, davon wisse er nichts. Er hätte viele Leute aus Deutschland in den letzten zehn Jahren kennen gelernt, mit einigen stehe er sogar noch immer in Kontakt. Er bekomme Briefe aus Deutschland, auf Russisch, und arbeite jetzt an einem Buch über sein Leben.

Martin und seine Freunde hörten zu und aßen automatisch die kleinen sauren Äpfel aus dem Eimer, um den Gastgeber nicht zu beleidigen. Nach zwei Stunden wurde Viktor Josefowitsch unruhig.

»Es ist zwanzig vor sechs. In zehn Minuten kommt ›Die Sklavin Isaura‹ im Fernsehen«, erklärte er den Gästen. Er verfolge diese Serie bereits seit drei Jahren, sie sei ein wichtiger Teil seines Lebens geworden. »Ich muss mich leider entschuldigen«, sagte Beuys junior. Die Audienz war zu Ende.

Zum Abschied gab Viktor Josefowitsch Martin einige Kontaktadressen von anderen Beuys-Forschern in Deutschland, zeigte ihm mehrere Zeitungsartikel aus der deutschen Presse, die

von verschiedenen Beuys-Expeditionen berichteten. Drei davon stammten aus der Frankfurter Allgemeinen, und jedes Mal war der Artikel mit ein und demselben Bild illustriert worden. Auf dem Foto war ein deutscher Wissenschaftler abgebildet, der ein kleines Flugzeug in der Hand hielt. Um ihn herum standen Krimtataren und freuten sich.

Außer diesen Informationen brachte Martin viele Souvenirs mit: eine Filzjacke für sich, eine für Anke und CDs mit neuer ukrainischer Musik für mich. Unter anderem schenkte er mir eine Platte vom *Einsamen Matrosen*, einer Punk-Reggae-Band made in Krim. Er wusste, dass ich mich viel mehr für Musik als für Kunstgeschichte interessiere. An mir ist ein Musiker verloren gegangen.

Verlaufen in Dänemark

Obwohl ich als Kind Gitarrenunterricht bekam, einige Noten kannte und sogar mehrere Gitarren besaß, konnte ich kein einziges Lied richtig singen. Deswegen wurde ich oft von meinen begabteren Freunden ausgelacht. Als wir einmal bei einem alternativen Friedensfest im Moskauer Wald mit dem berühmten Pazifistenlied »Nicht schießen« auftraten, schaffte ich es sogar, den ganzen Chor aus dem Tritt zu bringen. Dabei sollte ich eigentlich nur eine einzige Strophe im Refrain mitsingen: »Schieße nicht Soldat, ziehe nicht in die Schlacht« oder so ähnlich - alles im gleichen Tonfall.

»So schön falsch singen wie du kann sonst keiner«, schüttelten meine Mitsänger mir später die Hand. Ich konnte nichts dafür. Das Falschsingen habe ich von meinem Vater geerbt, der jeden Morgen im Badezimmer übte, bevor er zur Arbeit ging. Er wiederum hatte diese Fähigkeit von seinem Vater, der ebenfalls ein leidenschaftlicher Falschsänger war. Bei vielen Zusammenkünften und Partys sang ich alle möglichen Lieder falsch und laut, und alle schienen Spaß daran zu haben.

Nur meine Frau nicht. Sie hatte in ihrer Schulzeit eine richtige Musikschule besucht, konnte Klavier spielen und reagierte auf meinen Gesang ziemlich gereizt. Nachdem wir zusammengezogen waren, musste ich irgendwann mit dem Falschsingen aufhören, um das friedliche Zusammenleben in meiner Familie nicht zu gefährden. Meine letzte Gitarre verstaubte im Keller. Zur Sicherheit schraubte meine Frau noch zwei Saiten von dem Instrument ab. Ab da hörte man bei uns am frühen Morgen entweder nur den dicken Pavarotti, den sportlichen Manu Chao oder eine andere Platte, die gerade bei uns angesagt war.

Mein Freund und Nachbar Andrej dagegen war ein

begnadeter Musiker. Er kannte hunderte verschiedener Lieder auf Englisch, Französisch und sogar auf Deutsch auswendig und sah aus wie John Lennon, als der noch für den Frieden gekämpft hatte. Bei seinen Liebesabenteuern und auf seinen vielen Reisen per Anhalter durch Deutschland nutzte Andrej sein Aussehen und seine musikalische Begabung voll aus. Er spekulierte dabei auf den weit verbreiteten Irrtum, dass jemand, der gut sang und Gitarre spielte, zwangsläufig moralisch integer und auch noch halbwegs intelligent sein musste. Jeder Autofahrer nahm gerne einen John Lennon mit, wenn dieser mal wieder nach Leipzig zu seiner Freundin unterwegs war.

Nur einmal hatte Andrej Pech beim Trampen. Ein älterer Geschäftsmann, der einen weißen Mercedes fuhr, nahm ihn auf der A 6 nach Berlin mit. Während des Gesprächs outete sich der Fahrer als ehemaliger Musiker. Er wäre ein Hippie gewesen, behauptete er und hätte für eine Westberliner Band selbst Lieder geschrieben. Der Alt-Hippie sang einige davon vor und fasste Andrej gleichzeitig und völlig unerwartet an die Eier. Zuerst glaubte mein Freund noch, der Mann wollte nach der Gangschaltung greifen und hätte aus Versehen an der falschen Stelle gesucht. Doch nach dem dritten Mal erlaubte Andrej sich die Bemerkung, er solle gefälligst seine Hände woanders hintun und sich lieber auf die Straße konzentrieren. Diese Äußerung machte alles nur noch schlimmer und brachte den Mann dazu, Andrejs Eier gar nicht mehr loszulassen. Er fuhr dabei immer schneller und sang immer lauter und fröhlicher.

Der Fahrer benahm sich so merkwürdig, dass mein Freund sich entschied, ihn nicht mehr zu provozieren und auch keinen aktiven Widerstand zu leisten. So fuhren sie bis Berlin. Danach hatte Andrej für einem Weile vom Trampen die Nase voll. Als eine mit uns befreundete Theatergruppe ihn mit nach Schottland nehmen wollte, sagte er Nein.

Aber viele andere unserer Bekannten nutzten ihre Reisefreiheit in vollem Ausmaß. Sie waren ständig in Bewegung

und drehten ihre Runden in der Welt. Der eine fuhr mit der Transsibirischen Eisenbahn nach China, lernte in Schanghai eine chinesische Frauenrockband kennen und tourte als männlicher Groupie mit ihr zusammen durch mehrere Provinzen, wobei er sie mehr und mehr für Punkmusik begeisterte. Ein anderer wurde in Afrika von einem Nashorn beim Fotografieren überrumpelt. Dieses kurze Abenteuer hinterließ tiefe Spuren in seinem Gedächtnis. Noch Jahre danach konnte er über nichts anderes reden und bekam von seinen Kollegen den Spitznamen »Nashorn«. Auf Partys war er gefürchtet: »Lass uns abhauen, ich kann seine Nashorngeschichte nicht mehr hören«, sagte jeder. Ein weiterer alter Freund von uns kam auf seinen Reisen sogar bis Nepal, wo er Kontakte zu einer maoistischen Terrorgruppe knüpfte, die gerade einen Putsch gegen den König plante.

Kurzum: Fast alle Leute in unserer Umgebung hatten viel zu erzählen. Nur Andrej und ich, die wir nicht über Leipzig und Moskau hinausgekommen waren, hatten nichts Großes vorzuweisen. Und ich war auch nur einmal kurz nach der Wende in Hamburg gewesen. Dort wurde ich von den Einheimischen irrtümlicherweise ständig für einen Ostdeutschen gehalten. Sie dachten wahrscheinlich, dass alle Leute aus der DDR Schnurrbärte tragen und gebrochenes Deutsch mit russischem Akzent sprechen. Nur ein ehemaliger Magdeburger entlarvte mich sofort als Russen. Ich saß gerade in einer Kneipe allein am Tisch, als er mich in meiner Muttersprache begrüßte. Der Gestank einer sowjetischen *Papirossa*, die ich zufällig gerade angezündet hatte, hatte ihn an meinen Tisch gelockt. Anschließend erzählte er mir sein Leben: Er hatte sechs Jahre in der Sowjetunion studiert und war vor zehn Jahren aus der DDR geflüchtet. Jetzt wollte er unbedingt eine *Papirossa* rauchen - aus Nostalgie. Ich warnte ihn vor dem sowjetischen Tabak.

»So schlecht wie unsere *Boston* im Osten werden sie ja wohl nicht schmecken«, meinte er und steckte sich eine an. Schnell

wurde ihm sein Fehler bewusst. Er schaffte die Zigarette nicht mal zur Hälfte. Vielleicht hatte er schon zu lange im Westen gelebt und war den sozialistischen Produkten völlig entwöhnt.

Außer in Hamburg war ich noch mehrmals in Dresden gewesen, und in Potsdam hatte ich einmal das Schloss Sanssouci besichtigt. Ansonsten trieb ich mich ständig in Berlin herum. Nicht selten mit Andrej.

Es war Hochsommer, und wir beide hatten nichts zu tun, also beschlossen wir, endlich ins Ausland zu fahren. Auf dem Weltatlas suchten wir nach dem nächstbesten Ziel westlich von Ostberlin. Polen kam nicht in Frage, vom Osten hatten wir genug gesehen. Das nächstbeste westliche Ausland war Dänemark: Bis Warnemünde konnte man per Anhalter fahren, dann musste man eine Fähre nehmen und schließlich noch siebzig Kilometer Autobahn bis Kopenhagen überwinden. Wir wussten, dass in Kopenhagen viele Russen leben, dass wir dort also bestimmt Bekannte treffen würden.

Andrej nahm seine Gitarre mit, und ich stopfte meinen Rucksack mit Fleischkonserven voll, für alle Fälle. An der Autobahnraststätte »Drei Linden« in Berlin-Wannsee mussten wir nicht einmal zehn Minuten auf das erste Auto warten. Eine nette Dame, die nach Rostock wollte, nahm uns mit. Unsere Reise ging schneller als erwartet voran. Von Rostock fuhren wir mit dem Regionalexpress nach Warnemünde, wo schon eine Fähre auf uns wartete, die kurz davor war, das deutsche Ufer zu verlassen. Weder Andrej noch ich wussten, ob wir mit unseren Alienpässen für Staatenlose ein Visum für Dänemark bekommen würden und ob wir überhaupt eins brauchten. In Berlin hatten wir beschlossen, lieber nicht in der dänischen Botschaft nachzufragen und uns an der Grenze einfach überraschen zu lassen. Auf der Fähre war nichts von einer Grenzkontrolle zu sehen. Problemlos erhielten wir die Fahrkarten und setzten uns gut gelaunt an die Bar. Um uns herum trank eine Gruppe dicker rothaariger Männer Bier aus

Dosen. Sie rülpsten laut, rauchten Prinz und unterhielten sich auf Dänisch. Nicht mal drei Stunden waren wir unterwegs gewesen und schon im Ausland!

Am nächsten Morgen um sechs Uhr landete unsere Fähre in Gedser, Dänemark. Die dänischen und auch einige deutsche Passagiere fuhren gleich mit ihren Autos weiter und verschwanden am Horizont. Wir wurden jedoch von einer Grenzkontrolle angehalten. Sie versah unsere Pässe mit einem dänischen Stempel, sagte dabei aber kein Wort. Ein Visum brauchten wir anscheinend tatsächlich nicht. Als Andrej und ich endlich das Festland betraten, waren alle Mitreisenden längst weg. Laut Karte waren wir keine siebzig Kilometer von Kopenhagen entfernt, doch es gab niemanden, der uns mitnehmen konnte oder wollte. Hinter uns lag nur Meer, direkt vor uns ein kleines Dorf, doch die Bewohner hatten nicht vor, ihre Häuser zu verlassen, um uns nach Kopenhagen zu bringen. Innerhalb von fünfzehn Minuten hatten wir die Siedlung durchquert. Zwei dänische Kühe und eine ältere Frau, die auf einer Bank vor ihrem Häuschen saß, beobachteten uns aufmerksam.

Mein erster Kommunikationsversuch auf dänischem Boden scheiterte sogleich. Ich fragte die Frau auf Deutsch, ob sie uns ein Glas Wasser geben könne. Sie schaute zur Seite und wurde ganz nachdenklich. Nachdem Andrej meine Frage noch einmal auf Englisch wiederholt hatte, stand sie auf und ging ins Haus. Doch statt Wasser brachte sie ihren Mann, der irgendetwas auf Dänisch nuschelte und dabei mit den Händen fuchtelte, als wären wir Mücken, die sein Blut saugen wollten. Nach übertriebener Gastfreundschaft sah das nicht aus. Wir hatten die Wahl, noch zwölf Stunden in dieser Gesellschaft zu verbringen und auf die nächste Fähre zu warten oder zu Fuß Richtung Kopenhagen zu gehen. Natürlich würden wir die Strecke nie aus eigener Kraft schaffen, aber wer weiß, vielleicht hatten wir Glück und fanden an irgendeiner Kreuzung eine

Mitfahrgelegenheit. Mein Freund Andrej meinte auch, dass Gehen auf jeden Fall besser wäre als Warten. Wir verabschiedeten uns von den Kühen und drangen ins Innere des Landes vor.

Die ersten fünf Kilometer gab es nichts. Man sah nur grüne Wiesen zu beiden Seiten der Landstraße, in der Luft konnte man einige dänische Fliegen und Libellen beobachten, und einmal sahen wir aus der Ferne eine dicke Kuh. Die Sonne strahlte, Dänemark schien in einer natürlichen Harmonie zu ertrinken. Nur wir waren hier offensichtlich fehl am Platz: Andrej mit seiner Gitarre und ich mit meinem dunkelgrünen sowjetischen Rucksack. Nach weiteren fünf Kilometern Fußmarsch machten wir eine niederschmetternde Entdeckung: Die Dänen hielten einfach nicht an. Mehrere Autofahrer kamen nacheinander an uns vorbei, und keiner würdigte uns auch nur eines Blickes. Trotz John-Lennon-Outfit, trotz eines Kartonstreifens, auf dem ich in Pseudodänisch »Kobengaben« geschrieben hatte.

An einer Kreuzung auf einem Hügel machten wir Halt. Es war sinnlos, weiterzulaufen. Wir waren hungrig, durstig und müde. In der Nähe der Kreuzung entdeckte ich ein sumpfähnliches Wasserbecken. Wir sollten nicht verdursten. Die Reise, die so wunderbar angefangen hatte, schien in einer Sackgasse zu enden. Die hunderte von Kilometern bis zur dänischen Grenze hatten wir in wenigen Stunden geschafft, die letzten siebzig wurden nun zu unserem Verhängnis. Noch zwei Autos rasten an uns vorbei. Es war schon bedenkenswert: Warum hielten die Dänen nicht an? Sollten wir etwa den Rest unseres Lebens auf dieser Kreuzung verbringen und uns von Kühen ernähren? Ich versuchte, eine große Konservendose Schweinefleisch mit einem Schweizer Messer einigermaßen akkurat zu öffnen. Als Beilage stand uns das Sumpfwasser zur Verfügung: eine delikate Mahlzeit für unterwegs.

Andrej enthüllte seine Gitarre, die wie eine Kalaschnikow an seiner Brust hing und die dänischen Autofahrer von unserer

Harmlosigkeit als Tramper überzeugen sollte. Er vertrat die optimistische Ansicht, dass wir noch vor Einbruch der Dunkelheit unsere Kreuzung verlassen würden, und zwar in einem Auto. Als überzeugter Pessimist entgegnete ich ihm, dass wir hundertprozentig hier im Busch übernachten müssten. Wir leerten die Büchse Schweinefleisch und verabredeten, uns alle dreißig Minuten an der Straße abzuwechseln. Andrej war als Erster mit Daumenrausstrecken an der Reihe. Er nahm den Karton und bezog seinen Posten. Die Sonne drohte schon bald hinter dem Horizont zu verschwinden. Ich legte mich unter einen Busch und schlief sogar ein wenig ein. Im Halbschlaf hörte ich Reifen quietschen, danach eine freundliche Unterhaltung auf Deutsch. Das ist nur ein Traum, dachte ich und schloss wieder die Augen. Es war aber kein Traum. »Schnell, schnell«, rief Andrej mir zu. Auf der Straße stand ein roter Volkswagen mit dänischem Kennzeichen. Der Fahrer war Deutscher. Wir warfen unsere Sachen in den Kofferraum und verließen die Kreuzung.

»Danke«, sagten wir zu unserem Retter.

»Selber schuld«, meinte der Fahrer. Er habe sich sehr gewundert, als er uns an der Straße stehen sah, denn per Anhalter zu reisen sei in Dänemark nicht sehr verbreitet: »Es hat sich hier nicht durchgesetzt. Die Dänen sind durchaus gastfreundlich und hilfsbereit, sie denken nur viel zu langsam«, erklärte uns Peter Land und Leute. »Ehe sie jemanden an der Straße bemerken, sind sie schon zwei Kilometer weitergefahren. Dann fragen sie sich natürlich, ob derjenige auf der Straße vielleicht mitgenommen werden wollte, aber da sind sie schon weitere fünf Kilometer gefahren.« Die nördliche Mentalität neige zur Nachdenklichkeit, deswegen mache das Trampen in Dänemark auch keinen Spaß.

Peter lebte schon lange in Dänemark und in Deutschland und pendelte ständig zwischen Helsingor und Rostock.

»Was wollt ihr in Kopenhagen, kommt doch mit, ich zeige

euch die Heimat von Hamlet«, meinte er. Er besäße in Helsingor ein großes Haus mit zwei Kinderzimmern, die Kinder seien aber schon längst ausgezogen, und so könnten wir dort übernachten. Es war schon spät, wir waren müde und nahmen deswegen die Einladung dankend an. Am nächsten Tag, versprach Peter, würde er uns weiter nach Kopenhagen bringen. In weniger als zwei Stunden erreichten wir Helsingor, eine dänische Stadt an der schwedischen Grenze.

Das Haus von Peter stand nahe am Wasser und sah aus wie ein Ikea-Kaufhaus außerhalb der Öffnungszeiten: groß, holzig und leer. Seine Frau nahm uns mit großer Selbstverständlichkeit auf, so als würde ihr Mann jedes Mal von unterwegs ein paar Russen mitbringen. Die Nacht war hell, der Himmel voller Sterne. Wir saßen im Garten an einem Holztisch und aßen Pellkartoffeln mit Milch und Brot. Mindestens zehn dicke dänische Katzen liefen im Garten und um unseren Tisch herum. Nach dem Essen wurde Andrej, der sich als Musiker vorgestellt hatte, von den Gastgebern aufgefordert, etwas zu singen. Er holte seine Gitarre und spielte einige Lieder, die jeder Weltbürger mitsingen kann. »Yesterday« und »We shall overcome«. Danach nahm Peter das Instrument und bewies uns, dass er auch »Yesterday« spielen konnte.

Dank der Beatles entstand an unserem Tisch sofort ein trügerisches Bild grenzloser Toleranz und Völkerverständigung. Sogar die Katzen wurden auf einmal ruhig und hörten aufmerksam zu. Ich wollte den rührenden Abschied nicht mit falschem Gesang stören und machte einen kurzen Spaziergang ans Meer. Auf der anderen Seite konnte man schon Schweden erkennen. Das Land dort unterschied sich auf den ersten Blick nicht im Geringsten von Dänemark: dieselben Bäume, dieselben Häuser. Doch dort befand sich schon eine ganz andere Stadt, Helsingborg, für das wir - anders als bei Helsingor - schon ein Visum brauchten. »You never give me your money, you only give me your funny paper...«, schallte es aus dem Garten. Was

ist das eigentlich: »funny paper«?, überlegte ich.

Erst gegen zwei Uhr nachts ging das Konzert im Garten langsam zu Ende. Andrej und ich schliefen in einem alten dänischen Kinderhochbett ein. Ich träumte von dem verheißungsvollen »funny paper« oder dem, was der Sänger damit gemeint haben mochte. »Wenn wir uns dem Kapital unterordnen und nur noch durch Geld miteinander kommunizieren, dann werden wir bald den Rest unserer Menschlichkeit verlieren und auf das Niveau von Tieren herabsinken. Lass uns also auf das Geld verzichten und lieber lustiges Geschenkpapier benutzen als symbolische Geste der gegenseitigen Verständigung und Toleranz.« So ungefähr verstand ich die Botschaft der Beatles.

Am nächsten Morgen beim Frühstück teilte ich meinen Freunden die frisch gebastelte Erklärung für »funny paper« mit und wurde von den beiden sofort ausgelacht. Andrej und Peter waren überzeugt, dass das Lied von einer unglücklichen Liebe handelte: Der Mann machte seiner Freundin Vorwürfe, sie liebe ihn nicht wirklich, nach dem Motto: »Jedes Mal, wenn wir zusammen sind, gibst du kein echtes Geld von dir, sondern nur ein billiges Klopapier« - so ungefähr würde es auf Deutsch heißen, meinten sie. Ich schüttelte bloß den Kopf. Gedichte zu deuten war noch nie meine Stärke gewesen.

Peter hielt sich an sein Versprechen und fuhr uns gleich nach dem Frühstück nach Kopenhagen. Am Rande eines großen Platzes vor dem dänischen Parlament setzte er uns ab. Dort hatte er bei seinem letzten Hauptstadtbesuch einige Russen gesehen - Asylsuchende, deren Antrag abgelehnt worden war und die wochenlang in einem Zelt vor dem Parlament unter einem großen Transparent mit der Aufschrift »We don't go back« einen Hungerstreik durchgeführt hatten. Ihr Zelt wurde schnell zu einer beliebten Touristenattraktion, die Einheimischen nannten es das »Russenzelt«.

»Ich war schon lange nicht mehr hier, vielleicht sind die

Russen längst tot«, meinte unser Freund und grinste freundlich. Wir tauschten unsere Adressen aus, umarmten und verabschiedeten uns. Peter fuhr nach Hause zurück, wir gingen in Richtung Parlamentsgebäude die Russen suchen. Mitten auf dem Platz standen zwei Dutzend Touristen aus aller Welt und fotografierten einen dicken Mann, der mit einem Eimer weißer Farbe und einem Pinsel den Platz bemalte. »Hungry and desperate! Russians never give up!«, schrieb er. Zwanzig Meter weiter befand sich ein kleines gelbes Zelt, an das sich die Touristen nicht herantrauten. Dort saßen die Hungerstreikenden. Wir freuten uns, so schnell unsere Landsleute in der fremden Stadt getroffen zu haben.

Im Zelt herrschte eine familiäre Atmosphäre. Zwei Männer und ein junges Mädchen saßen auf Plüschdecken, und in einer Ecke kochte eine wohl riechende Suppe auf einem Primuskocher vor sich hin. Wir machten uns miteinander bekannt. Die hungernden Männer wunderten sich keine Sekunde über unser Erscheinen. Sie bekamen oft Besuch von allen möglichen Leuten. Aber das Mädchen meckerte uns an: »Was wollt ihr denn? Ständig gehen hier irgendwelche Leute ein und aus, man kriegt kaum noch Luft und hat überhaupt kein Privatleben mehr«, beschwerte sie sich. Aber dann fragte sie uns, ob wir etwas zu essen hätten. Wir hatten nichts mehr, außer einer Packung Kartoffelchips, die wir auf die Plüschdecke legten. Das Mädchen war begeistert:

»Ich kann diese Suppe nicht mehr sehen«, erklärte sie uns.
»Ihr seid herzlich willkommen.«

Die jungen Männer gaben uns die Hand. »Die Dänen bringen uns jeden Tag irgendwas zum Essen. Trotzdem wird man hier nie satt, nichts macht so viel Appetit wie ein Hungerstreik.«

Die Suppe war bereits fertig, und der Dicke, der draußen auf dem Platz mit dem Eimer Farbe herumgekrochen war, kam zurück. Auch wir bekamen einen Teller Suppe und lernten unsere Landsleute endlich auch mit Namen kennen: Oleg und

Alex waren beide aus Jenissesk, aus dem tiefsten Sibirien. Sie waren mit einem Touristenvisum nach Dänemark gekommen und hatten hier Asyl beantragt mit dem Argument, als Homosexuelle würden sie in Jenissesk von der Staatsmacht verfolgt und von ihren Mitbürgern stark diskriminiert. Nur im Westen wären sie außer Lebensgefahr, behaupteten sie in ihrem Asylantrag. Er wurde von der dänischen Behörde abgelehnt.

Der dicke Mann, der als Einziger von ihnen Englisch konnte und den alle Julius nannten, kam aus Rowno, einer Kleinstadt in der Ukraine. Dort war er gezwungen gewesen, dreißig Jahre lang in der Nähe eines geheimen Atomkraftwerkes zu leben, was seine Gesundheit beeinträchtigt und sein Privatleben zerstört hatte. Auch sein Asylantrag wurde von den Dänen abgelehnt.

Das Mädchen hieß Lena und stammte aus Twer. Dort hatte sie sich bei den »Jungen Bolschewiken« engagiert, einer politischen Bewegung, die es sich zum Ziel gemacht hatte, den dortigen Bürgermeister zu stürzen und einen unabhängigen Staat Tweristan auszurufen. Nachdem die jungen Bolschewiken das Büro des Bürgermeisters mit Ketchupflaschen beworfen hatten, mussten sie aus der Stadt fliehen. Lena war jung, schön und voller revolutionärer Ideale. Trotzdem wollte Dänemark auch sie nicht haben.

»Das Parlament hat extra wegen uns eine Sitzung abgehalten«, erzählte uns Julius, »seit zwei Wochen beobachten sie uns jetzt schon und hoffen, dass wir von allein verschwinden. Darauf werden sie aber lange warten müssen. Wir haben schon jetzt genug Proviant, um unseren Hungerstreik bis nächstes Jahr durchzuhalten! So leicht werden die uns nicht los!« Er drohte mit der Faust in Richtung Parlamentsgebäude.

»Wenn sie euch aber hier mit der Suppe erwischen, verliert eure Aktion stark an Glaubwürdigkeit«, wandte ich ein.

»Der Hungerstreik ist eher eine symbolische Geste«,

erwiderte Julius und fuchtelte mit den Händen. »Trotzdem hungern wir, das heißt, wir essen nur Suppe und manchmal, sehr selten, Gemüse und Obst.«

»Und Chips!«, fügte Lena hinzu.

»Bei uns waren schon mehrere Abgeordnete im Zelt und haben sogar unsere Suppe probiert. Die Frage ist nicht, was und wann wir essen, hier geht es um Leben und Tod«, erklärte der dicke Julius und hob seinen Zeigefinger.

Ein Japaner kroch ins Zelt und fragte auf Englisch, ob er die ganze Bande fotografieren dürfe.

»Fünf Dollar«, sagte Julius zu ihm. »Ihr dürft mitmachen«, meinte er zu uns.

Der Japaner holte sein Geld heraus, und wir gingen alle an die frische Luft, um mit dem Desperadospruch vor dem dänischen Parlament zu posieren. Andrej und ich waren die Dünnssten, wir sahen abgemagert aus, hatten eine anstrengende Reise hinter uns und mussten daher in der ersten Reihe stehen. Der Japaner gab uns anschließend seine Visitenkarte, auf der stand, er wäre Journalist bei einer großen Tokioter Zeitung.

»Bald werden wir in Japan als die Hungernden von Kopenhagen berühmt«, lachte Andrej.

Den ganzen Tag verbrachten wir im Zelt, wo wir dauernd neue Leute kennen lernten: Dänen, Russen, Amerikaner. Unerwartet viele Einheimische wollten die hungernden Russen unterstützen, sie brachten Lebensmittel und Geld. Ein alter Mann kam mit einer Flasche Wodka herein und meinte, er habe sich nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges vorgenommen, für die Russen etwas Gutes zu tun, hätte aber bisher keine Gelegenheit dazu gehabt. Er übergab uns die Flasche und Geld dazu. Was genau damals im Krieg passiert war, wollte er nicht erzählen, er stieß nur mit uns an und ging wieder fort.

»Hoffentlich hat der Alte auf der richtigen Seite gekämpft«, sagte Lena nachdenklich und steckte das Geld ein.

Es schauten auch viele Russen vorbei und fragten, ob alles in Ordnung sei. Die Zeltmannschaft war nur eine kleine Avantgarde der dortigen Russenszene, die sich etwa ein Jahr zuvor auf dem Freiland Christiania angesiedelt hatte.

»Dort, in dem so genannten Russischen Haus, könnt ihr auch übernachten«, meinte Lena zu uns.

Am späten Abend brachen wir mit Lena auf. Unterwegs erzählte sie uns einiges über diesen Ort. Es hatte alles mit der Hippiebewegung angefangen. Die Jugendlichen hatten damals das große, leer stehende Kasernengelände mit mehreren Häusern, einem Fluss und einem Stück Stadtmauer in Besitz genommen. Nach jahrelangen Auseinandersetzungen mit der Polizei durften sie mit freundlicher Erlaubnis der dänischen Königin tatsächlich bleiben, Haschisch und Grass unter der Hand verkaufen, eigenes Brot backen und Liegefahrräder bauen.

Unter solch paradiesischen Voraussetzungen entwickelten sich die rebellischen Jugendlichen schnell zu Spießern. Die einen eröffneten Kneipen mit solch verlockenden Namen wie zum Beispiel »Woodstock« und nahmen die Touristen aus. Die anderen entwickelten voll automatisierte Jointdrehmaschinen und verkauften Joints mit einem Garantiecoupon in der Schachtel: »Wenn Ihnen dieser Joint irgendwie blöd vorkommt, können Sie ihn innerhalb von vierzehn Tagen umtauschen.«

Die einen wurden reich, die anderen blieben arm. Einst als Freistaat gegründet, zerfiel Christiania bald in viele kleine Gemeinschaften, die einander oft nicht ausstehen konnten. Zu Anfang konnte man die unterschiedlichsten Leute in Christiania treffen: Professionelle Drogendealer, Hippies aus fernen Ländern, dänische Rentner, die schon immer dort gewohnt hatten, ungarische Prostituierte, die in Kopenhagen arbeiteten und jeden Abend mit dem Auto in die Stadt zur Arbeit fuhren, oder norddeutsche Anarchisten mit weißen Bärten und schwarzen Hunden. Die Bewohner hatten einen Haufen Gesetze erlassen, um ihr Zusammenleben zu organisieren und sich vor

sich selbst und ihresgleichen zu schützen. So gab es zum Beispiel ein generelles Bauverbot. Um auch nur ein Zelt aufzuschlagen, brauchte man eine Genehmigung der Einwohner aller nebenstehenden Häuser, die jedoch auf ein Monat befristet war.

Trotz solch scharfer Gesetze entstand eines Tages mitten in Christiania ein »Russlandhaus«. Zuerst waren es nur zwei langhaarige Russen mit Rucksäcken gewesen, die um eine Genehmigung gebeten hatten, in einer der kleinen Gassen zelten zu dürfen. Die Männer sahen ganz vernünftig aus und durften ihr Armeezelt aufstellen. Das Zelt war sehr groß, ein Dutzend Leute konnte darin übernachten, die Russen lebten aber nur zu zweit darin und kamen kaum aus dem Zelt heraus. Nachts durchkämmten sie das Gelände auf der Suche nach großen Steinen, Holz, Brettern und anderen Baumaterialien. Die Nachbarn rätselten, was die Russen in dem Zelt mit all dem Abfall anstellten. Nach einem Monat wurde das Geheimnis gelüftet: Die Russen bauten ihr Zelt ab, und es kam ein komplettes Haus zum Vorschein - klein, aber durchaus widerstandsfähig, ganz nach dem Vorbild der Hütte der drei kleinen Schweinchen.

Die Nachbarn regten sich anfänglich sehr darüber auf und versuchten sogar mit Gewalt, das Haus auseinander zu nehmen. Es gelang ihnen aber nicht. Das Russische Haus wuchs weiter, immer mehr Russen zogen dort ein, und schließlich wurde sogar ein zweites Stockwerk gebaut. Am Ende hatte sich das Haus samt seiner Bewohner in das innere Leben Christianias integriert. Die Russen durften in den Kneipen und in der Bäckerei arbeiten und genossen alle Rechte der restlichen Christiania-Bewohner. Nur ein Haken war dabei: Anders als die anderen hielten sich die meisten Russen illegal in Dänemark auf, sie hatten keine Europatauglichen Pässe. Daher hatten jetzt einige versucht, mit einem Hungerstreik an die notwendigen Aufenthaltspapiere heranzukommen. Lena schätzte ihre

Situation optimistisch ein. Sie glaubte, dass die dänische Regierung den Russen Asyl gewähren würde, obwohl es bis dahin noch kein Anzeichen für den guten Willen des Parlaments gegeben hatte.

»Wenn man von den Dänen etwas will, muss man viel Geduld haben. Es sind im Grunde anständige, warmherzige Leute, sie brauchen einfach ein bisschen Zeit, um über die Sache nachzudenken«, meinte sie. Wir erinnerten uns an unsere Erlebnisse beim Trampen und gaben ihr Recht.

Kurz vor Mitternacht erreichten wir Christiania das Nachtleben dort boomte. Im großen Garten des Russischen Hauses saßen zwei Dutzend Männer und Frauen an einem Lagerfeuer, tranken Wein aus großen Plastikgallonen und unterhielten sich auf Englisch. Eine riesige Wasserpfeife mit mehreren Schläuchen ragte aus der Erde. Im Laufe des Abends konnten wir feststellen, dass nicht nur Russen, sondern alle möglichen Völker am Lagerfeuer vertreten waren. Andrej und mir kam es so vor, als würden wir als unabhängige Beobachter an einer UNO-Konferenz zum Thema »Drogen und Weltfrieden« teilnehmen. Die ganze Welt saß im Garten, nur Australier waren nicht vertreten. Alle sprachen Englisch, aber kein richtiges Englisch, sondern eins, das wir in der Schule als Englisch beigebracht bekommen hatten - für jedes Kind zugänglich. Andrej und ich wurden freundlichst in die Versammlung aufgenommen, aber keiner interessierte sich für uns. Unsere Begleiterin Lena war dagegen mit allen befreundet. Die meisten Anwesenden lebten schon sehr lange in Christiania, sie kiffen viel und waren alle miteinander verbandelt. Deswegen konnten wir die Gespräche in der Runde nicht ganz nachvollziehen. Auch waren meine Englischkenntnisse seit der Schulzeit eher schlechter geworden. Ich glaube, es ging in der Hauptsache um ein Pferd und um mehrere Bäume:

»Es gibt zu wenig Grün vor unserem Haus«, meinte Carlotta aus Deutschland, »deswegen würde ich gerne ein paar Büsche

und Bäume dort pflanzen...«

»Das kommt nicht in Frage«, erwiderte Mikko, der Finne, der im selben Haus wie sie wohnte, »ich besorge mir bald ein Pferd und werde dann abends immer um das Haus reiten. Deine Bäume würden alles versperren.«

»Bäume sind doch cool«, bemerkte Laszlo aus Ungarn, »dann kann ich meine Hängematte zwischen Carlottas Bäume spannen und tagsüber an der frischen Luft hocken.«

Der Amerikaner Alan lachte und meinte, das sei alles Quatsch, die Finnen könnten gar nicht reiten: »Ich bin in Montana mit Pferden aufgewachsen, aber du, schweigsames Kind der Fjorde, hast doch noch nie ein Pferd von nahem gesehen!«, sagte er.

Der Finne war beleidigt: »So eine Frechheit, schon als Kind hatte ich ein Pony, ich komme nämlich aus einer Zigeunerfamilie! Finnische Zigeuner haben traditionell immer schon mit Pferden gehandelt. Und ihr eingebildeten Amerikaner habt doch nur Mäuse und Kojoten in eurer Wüste. Mickymausanbeter!«

Nun war der Amerikaner beleidigt. »Finger weg von unserer Mickymaus! Ihr Finnen seid doch alle Nazis gewesen, mein Großvater hat im Zweiten Weltkrieg fünfzehn Nazis umgebracht, darunter waren bestimmt ein paar Finnen!«

»Und mein Opa hat zwanzig Amerikaner umgebracht«, brachte sich Carlotta wieder ins Gespräch. »Zwanzig!« Dabei zeigte sie ihre zehn Finger.

»Mein Opa dagegen«, brüstete sich Laszlo, »hat acht Deutsche, zwölf Rumänen, fünf Russen und eine Unzahl Engländer umgebracht.«

»War dein Opa etwa ein Massenmörder? Auf welcher Seite hatte er denn gekämpft?«, wunderten sich einige in der Runde.

»Ungarn hat die Seiten gewechselt, 1943-44, und mein Opa

sogar mehrmals«, erklärte Laszlo.

»Mein Großvater war ein Pazifist«, sagte Detlev aus Deutschland. »Er hat niemanden umgebracht, aber ist trotzdem nach dem Krieg lange Zeit im Knast gesessen.«

»Und mein Opa hätte einmal beinahe meine Oma umgebracht, das war noch vor dem Krieg«, erzählte der Finne.

»Mein Opa hat als Kavallerist auch haufenweise Menschen umgebracht«, trug ich das meinige zum Gespräch bei.

»Meiner doch auch«, fügte Andrej hinzu.

Alle schwiegen eine Weile, fasziniert von der Blutrünstigkeit ihrer Vorfahren. Dann schlug der Finne einen ewigen Weltfrieden vor, und alle nickten. Später erfuhren wir, dass die »Pferd oder Baum«-Gesprächsrunde sich schon über Monate hinzog und überhaupt keinen realen Bezug hatte. Es stand weder die Anschaffung eines Pferdes noch eines Baumes an. Was es gab, war nur eine Menge junger Leute, die Christiania kaum verließen, jeden Tag zum See baden gingen, Musik hörten, Haschisch rauchten und sich zwischendurch immer wieder solche und ähnliche Gespräche lieferten.

Andrej und ich hatten eigentlich durch Dänemark trampeln und auch einige Inseln besuchen wollen, um das Land kennen zu lernen. Stattdessen blieben wir zwei Wochen lang in Christiania hängen, in diesem Paradies der Erwerbslosen. Es war langweilig und spannend zugleich. Ich habe dort Afrikanisch singen gelernt, und Andrej hat Leute getroffen, die von »Yesterday« und überhaupt von den Beatles keine Ahnung hatten. Sie hielten Andrej für ein Musikgenie. Sie selbst kamen aus Ländern, von denen wir wiederum keine Ahnung hatten. Man konnte in Christiania an einem Tag mehr über das Leben verschiedenster Völker erfahren, als wenn man über den ganzen Erdball gereist wäre. »Besuchen Sie Christiania - die ganze Welt in einem Joint«, scherzte Andrej.

Anfangs waren wir beide von diesem sorglosen Leben

begeistert. Doch nach einem halben Monat konnten wir einfach nicht mehr - weder trinken noch rauchen, noch einfach rumsitzen. Auch die sich ewig wiederholende »Pferd und Baum«-Diskussion am Lagerfeuer der Nachbarn ging uns langsam auf die Nerven. Jeder Tag in Christiania fing ganz neu an, endete aber jedes Mal genauso wie der vorige, egal was man dagegen unternahm. Wegen ihrer vielen Kifferei hatten viele Christiania-Bewohner auch gar kein richtiges Zeitgefühl mehr. Einige hatten noch nicht einmal gemerkt, dass sie inzwischen schon fast Rentner geworden waren.

Schließlich kamen die hungerstreikenden Russen aus Kopenhagen mit einem Sieg zurück: Die dänische Regierung hatte doch noch nachgegeben. Unsere Landsleute waren durch das Hungern ein wenig dicker und selbstsicherer geworden. Drei Tage lang feierten wir alle dieses Ereignis. Durch ihre Rückkehr war das Russische Haus plötzlich zu eng geworden. Aber Andrej und ich wollten Dänemark sowieso verlassen, wir hatten kein Geld mehr - es war höchste Zeit, zurück nach Hause zu fahren. Nur wie?

Eine Zugfahrkarte konnten wir nicht bezahlen und noch einmal per Anhalter die ganze Strecke zurückzufahren, dazu hatten wir keine Lust. Allein die Vorstellung, wieder an der dänischen Autobahn mit rausgestrecktem Daumen zu stehen, schreckte uns. Unsere Landsleute, die in gewisser Weise daran interessiert waren, dass wir allmählich wieder aus Christiania verschwanden, weil im Russischen Haus ein großer Platzmangel herrschte, nahmen unser Problem in die Hand. Sie verrieten uns Erstaunliches. Eines Tages, als wir wie immer im Garten saßen und uns mit dem Finnen über Pferde unterhielten, verrieten sie uns einen Geheimitipp: die Adresse der einzigen Mitfahrzentrale Skandinaviens, die sich in einer kleinen Straße in Kopenhagen befand und von einem Kölner namens Kai geleitet wurde. Mehrere Christiania-Bewohner hatten bereits die Dienste von Kai in Anspruch genommen.

»Er ist goldrichtig, er wird euch locker hier rausbringen«, meinte Lena.

Am nächsten Tag packten wir unsere Rucksäcke, verabschiedeten uns von allen und gingen mit den besten Empfehlungen zu Kai. Die Mitfahrzentrale befand sich im Hinterhof eines vier Stockwerke hohen Hauses. Ihr Besitzer und gleichzeitig einziger Mitarbeiter saß im Hof auf einem Plastikstuhl mit einem dicken Joint in der Hand und sonnte sich. Kai hatte lange rote Haare, er trug eine Sonnenbrille und ein Hawaiihemd. Der Traum vom ewigen Urlaub stand ihm ins Gesicht geschrieben.

»Wieso wollt ihr Dänemark denn verlassen? Es ist doch so schön hier!«, war seine erste Frage, als Andrej ihm von unserem Anliegen erzählte. »Wenn ihr keine Bleibe habt, könnt ihr bei mir in der Mitfahrzentrale pennen, so lange ihr wollt. Ich habe viel Platz im Büro, Matratzen liegen im Keller, und eine Dusche ist dort auch eingebaut.« Anscheinend hatte Kai nicht vor, mit seinem Geschäft Profit zu machen. Wir schauten uns um. In seinem Büro hing ein Buch mit Eintragungen von Fahrern und Mitfahrern. Laut diesem Buch hatte Kai bisher ungefähr eine Mitfahrgelegenheit pro Jahr vermittelt. Doch wir hatten Glück: In zwei Tagen wollte ein Italiener von Kopenhagen nach Venedig fahren.

»Dabei kommt er doch ganz zwangsläufig durch Deutschland und kann uns dort irgendwo absetzen«, meinten wir zu Kai. Er hielt das allerdings für keine gute Idee.

»Mein Freund Leonardo wollte unbedingt, dass ein oder zwei Mädchen mit hm zusammen nach Venedig fahren, um ihnen diese tolle Stadt zu zeigen. Versteht ihr mein Problem?«

Andrej und ich waren ratlos. Wir saßen in Dänemark fest - in einer Mitfahrzentrale, von der niemand wegkam. Kai stellte inzwischen einen großen Tisch im Hof auf und trug mehrere Plastikstühle aus seinem Büro an die frische Luft und bereitete

alles zum abendlichen Teetrinken vor. Bald kamen die ersten Gäste. Innerhalb einer Stunde lernten wir fast alle Bewohner des alten Hauses kennen. Die Mitfahrzentrale befand sich im Erdgeschoss und diente gleichzeitig als Hauskneipe. Im ersten Stock, direkt über Kai, befand sich eine Einrichtung der haitianischen Botschaft. Im zweiten Stock eine Studenten-WG mit vielen afrikanischen Frauen. Der dritte Stock war ein Künstleratelier. Dort lebten zwei Lesben aus England; Doris und Margot, außerdem mehrere Dänen, die aber keine Namen hatten. Wahrscheinlich waren es Modelle, die für die englischen Malerinnen posierten.

Die WG-Bewohner unterhielten eine enge Beziehung zum haitianischen Botschafter und durften seine Diplomatenwaschmaschine benutzen. Der Botschafter saß auch oft in der Studenten-WG. Diese ganze bunte Gesellschaft versammelte sich immer abends vor der Mitfahrzentrale im Hof. Sie tranken Tee aus großen Tassen, spielten Gitarre und rauchten Kette. Zwischendurch versuchten sie, uns zu überzeugen, für immer bei ihnen zu bleiben.

»Wir haben hier alle möglichen Schurken, nur keine Russen«, meinte der haitianische Botschafter zu uns.

Und Doris wollte uns unbedingt nackt malen: »Nackte Russen vor skandinavischer Mitfahrzentrale« sollte das Werk heißen.

Zwei Tage genossen wir die Gastfreundschaft des Hauses. Wir sangen zusammen mit den Frauen aus der Studenten-WG afrikanische Volkslieder und kiffen mit den haitianischen Diplomaten, posierten für Doris.

Dennoch waren wir nach wie vor fest entschlossen, Dänemark zu verlassen. Die Einzigen im Haus, die ein Auto hatten, waren die Malerinnen. Schließlich gelang es uns, Doris zu überreden, uns zur Fähre nach Gedser zu bringen. Andrej und Kai tauschten ihre Gitarren aus. Wir umarmten uns und wünschten Kai und seinem Unternehmen viel Glück. Dann fuhren wir endlich los.

Unsere Rückreise war nicht abenteuerlich. Zu unserer Erleichterung funktionierte in Deutschland das Trampen immer noch hervorragend, und nach einem Tag waren wir schon in Berlin. Zu Hause hatte ich Schwierigkeiten, meiner Frau Olga etwas über Dänemark zu erzählen, über das Leben dort und ähnliche Dinge. Als ich ihr von den dicken Kühen, der nicht ansprechbaren Dorfbevölkerung, den kiffenden Hippies und den tollen schwarzen Frauen berichtete, glaubte sie mir kein Wort.

»Du warst fast drei Wochen weg«, meinte sie, »was habt ihr die ganze Zeit in dem kleinen Land getrieben? Habt ihr die Königin gesehen? Habt ihr zumindestens das Schloss von Hamlet besichtigt?«

»Ja, das haben wir«, antwortete ich stolz. Dabei war mir dieses Gebäude überhaupt nicht in Erinnerung geblieben. Die drei Wochen waren überhaupt wie im Schlaf vergangen. Im Nachhinein bezweifelte ich sogar selbst, ob wir tatsächlich in Dänemark gewesen waren. Vielleicht hatten wir aus Versehen die falsche Insel erwischt, eine, die von lauter Verrückten bewohnt war. Immerhin war der Name des Landes dort nirgends angeschrieben gewesen.

Andrej und ich hatten erst einmal die Nase voll von der Welt. Allerdings träumte ich lange noch von der Mitfahrzentrale: Dann saß ich immer noch dort auf dem Hof und wartete auf das richtige Auto.

In Berlin fanden derweil große Veränderungen statt. In den Bezirk Prenzlauer Berg zogen viele Schwaben. Sie eröffneten Nachtclubs, Kneipen und Hotels, brachten neue Sitten in den Bezirk und machten die Einheimischen unsicher. Meine Frau Olga und ich begannen, die Kneipenlandschaft rund um unser Haus zu erkunden. Eine neue, unbekannte Welt tat sich für uns auf. Sie war der unseren so nahe, nur ein paar Schritte von unserer Wohnung entfernt. Bei unseren Ausflügen lernten wir neue interessante Leute kennen, zum Beispiel Thomas, der in der Nähe der Schönhauser Allee ein Restaurant eröffnet hatte.

Verdorben in Sibirien

Jede Kneipe übernimmt früher oder später alle Charakterzüge und Eigenschaften ihres Besitzers. So geschah es auch bei dem Restaurant unseres neuen Bekannten Thomas - es wurde ihm sehr ähnlich. Thomas war zusammen mit seinem Freund, einem grünen Bundestagsabgeordneten, aus Stuttgart gekommen. Die beiden Männer wollten ihre langjährige Beziehung nicht der Karriere und dem Beruf opfern und waren deswegen zusammen nach Berlin gezogen.

Das Restaurant von Thomas lockte die Besucher mit einer gehobenen multikulturellen Küche. Mindestens *zwanzig* Sorten Maultaschen standen auf der Speisekarte: Maultaschen in Brühe, Maultaschen mit Großgarnelenfüllung, scharfe Maultaschen auf mexikanische Art und China-Maultaschen, die an platt geklopfte Frühlingsrollen erinnerten. Die Wände waren voller Fotos mit halb angezogenen männlichen Models, die mit aufgesetztem Erstaunen im Gesicht ihre eigene Muskulatur betrachteten, als hätten sie ihre Bi- und Trizeps gerade eben entdeckt. Das Lokal von Thomas wirkte also wie eine als Maultaschen-Restaurant getarnte Schwulenkneipe. Meine Frau und ich gingen aber immer wieder gern hin, nicht weil wir auf Maultaschen standen, sondern weil Thomas uns immer wieder tolle Geschichten erzählte. Eines Tages fragte er uns, ob wir - »als Russen« - seinem Freund nicht ein bisschen Russisch beibringen könnten, »damit er sich in Sibirien mit der Bevölkerung verständigen kann.«

»Wieso will dein Freund nach Sibirien, er sitzt doch im Bundestag?«, wunderten wir uns.

Sein Freund, erklärte Thomas, sei in erster Linie ein großer Fahrradfan und Weltverbesserer. Jedes Jahr unternahme er eine große Fahrradtour. Bis nach Marokko im Süden und Stockholm

im Norden sei er mit seinem Rad bereits vorgedrungen. Und überall setze er Zeichen des Friedens und der Völkerverständigung. Dadurch sei er sehr bekannt geworden, und hunderte von Zeitungen auf der ganzen Welt hätten lobende Aufsätze über diesen mutigen Deutschen verfasst.

Das sei alles ganz toll, aber Sibirien sei nicht Marokko und schon gar nicht Stockholm, erwiderten wir. Sibirien habe einen schlechten Ruf. Millionen Menschen wären im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts nach Sibirien verschleppt worden, und nur wenige hätten es geschafft zurückzukommen. Ich bezweifelte außerdem stark, dass es überhaupt technisch möglich wäre, mit dem Fahrrad nach Sibirien zu fahren, es gab in Russland nämlich keine Radwege, die nach Sibirien führten.

»Verunsichert mich nicht, diese Reise ist schon längst beschlossene Sache«, verteidigte Thomas seinen Freund. »Martin hat sie sich fest vorgenommen, in mehreren Zeitungen hat er die Reise bereits angekündigt, also fährt er auch hin wie geplant: in sechs Wochen nach Sibirien und dann zurück. Er braucht nur ein wenig Russischunterricht.«

Gut, sagten wir und verabredeten ein Treffen mit Martin. Er war ein überaus freundlicher, etwas molliger Mann mit einem sorgfältig geformten Bärtchen und einer teuren Brille. Sein Fahrrad, das er gleich mitgebracht hatte, machte auch keinen billigen Eindruck: Es war ein spezialangefertigtes Mountainbike.

Martin zeigte uns als Erstes seine Reiseroute auf der Karte: über Polen nach Weißrussland sollte es gehen, dann durch das ganze Land Richtung Uralgebirge bis nach Swetlogorsk und anschließend zurück nach Deutschland. Die Autobahn wollte er meiden und stattdessen auf Landstraßen von einem Dorf zum anderen fahren. Auf diese Weise käme er besser mit der Bevölkerung in Kontakt. Dazu brauchte er jedoch mindestens minimale Russischkenntnisse.

Vom ersten Augenblick an war mir klar, dass dieser Politiker einen Knall hatte. Ständig hatte er ein merkwürdiges Grinsen im Gesicht.

»Wie heißt auf Russisch: ›Gnädige Frau, darf ich bei Ihnen übernachten?‹«, fragte er mich. Außerdem wollte er wissen, wie man bei uns »Ich komme als Freund« und »Ich bin hungrig« sagt. Ich war mir ziemlich sicher, dass seine Reise im ersten Dorf hinter der Grenze ein schreckliches Ende finden würde, und malte mir aus, wie die Jugendlichen in ihren gottverlassenen Dörfern auf diesen grinsenden Dicken und sein fünftausend Mark teures Fahrrad reagieren würden.

»Ich komme als Freund« und »Ich bin hungrig«: Natürlich werden sie ihn umbringen, allein um der sozialen Gerechtigkeit willen. Ich versuchte, Martin zu erklären, dass seine Friedensmission möglicherweise von den Eingeborenen als Beleidigung aufgefasst werden könnte und dass es dort massenhaft Orte gäbe, die man besser mied. Der Mann war jedoch nicht zu bremsen. Er hatte eine eigene Vorstellung von dem, was richtig und was falsch war. Wir mussten ihm helfen. Immerhin war Martin ein Freund von unserem Freund. Also nahm ich die Sache ernst.

»Du darfst niemals in Russland so etwas wie: ›Gnädige Frau, darf ich bei Ihnen übernachten?‹ sagen. Du musst dich knapp und deutlich äußern. In einem Dorf suchst du nach einer armen alten Frau und sagst zu ihr: ›Du, Hexe, willst du dir fünf Dollar verdienen?‹ Punkt.«

»Nein«, erwiderte Martin, er könne nur an das gute Herz der Leute appellieren, sie zu bezahlen würde sie nur beschämen. Dem Kerl war nicht zu helfen. Ich wollte ihm zumindest ein paar Schimpfworte beibringen, damit er nicht ganz ahnungslos war, wenn die Dorfbewohner ihn ansprachen. So gut ich konnte brachte ich ihm bei, wie »fette Schnecke« und »blöde Sau« auf Russisch klang. Danach machten wir einen Probelauf auf der Schönhauser Allee: Ich stellte die Dorfbevölkerung dar, und

Martin fuhr mir auf seinem Fahrrad entgegen.

»Komm her, du schwabbeliges Fahrradwurstchen!«, rief ich laut auf Russisch. Er verstand und schaltete in einen höheren Gang. Es war ein guter praktischer Unterricht, und mir gelang es noch mehrmals, die Dorfbevölkerung glaubwürdig und realistisch darzustellen - mehrere Fußgänger sprangen erschreckt zur Seite. Martin fühlte sich jedoch ganz wohl. Ich sah für ihn keine Chance, lebend bis Sibirien zu kommen. Meine Frau hielt den Mann dagegen für einen Helden und seine Reise für ein »interessantes Projekt«.

»Im schlimmsten Fall kann er ja noch über Alaska nach Amerika flüchten«, meinte sie.

Wie immer, wenn bei uns in der Familie Meinungsverschiedenheiten aufkamen, schlossen wir eine Wette ab. Ich behauptete, dass Martin Swetlogorsk nie erreichen würde.

»Wir werden sehen«, meinte dagegen meine Frau, »wer weiß, wozu ein Bundestagsabgeordneter fähig ist.« Zwei Hundertmarkscheine landeten in einer Vase auf unserem Regal.

Martin fuhr gleich am nächsten Tag zurück in seinen Heimatort Heidelberg. Von dort, von der alten Brücke aus, gingen seine Weltreisen jedes Mal los.

Wir besuchten Thomas weiterhin regelmäßig in seinem Restaurant und fragten, ob er von Martin schon einen Brief bekommen hätte. Thomas schüttelte jedes Mal den Kopf. Er vermisste seinen Freund sehr und war traurig. Doch dann, nach etwa fünf Wochen, landete ein ganzer Stapel Briefe aus Russland in seinem Briefkasten. Wir sahen uns die beigelegten Fotos an und trauten unseren Augen nicht: Martin sah blendend aus! In seinen Briefen ließ er sich begeistert über die Gastfreundschaft und die Offenheit der polnischen sowie russischen Bauern aus. Überall hätte man ihn königlich empfangen. Besonders lobte er die vegetarischen Speisen: So

viel und so gut habe er noch nie gegessen, schrieb er.

Die Dorfbewohner, so stellte sich heraus, hatten sich buchstäblich um den Ehrengast geprügelt. Jeder wollte den deutschen Radfahrer in seinem Haus haben. Nach vier Wochen hatte er das Uralgebirge erreicht, und sein Fahrrad gab den Geist auf. Das Radlager war kaputt und musste ausgewechselt werden. Bereits im nächsten Tal traf der Glückspilz auf eine deutsche Baubrigade, die mit einem Eisenbahntunnel beschäftigt war. Die Deutschen verfügten über eine direkte Verbindung zu ihrer Zentrale in Berlin: Einmal in der Woche flog eine Maschine hin und her, und nach nur drei Tagen hatte Martin ein neues Getriebe, mit dem er weiter nach Swetlogorsk fahren konnte.

Dort wurde er bereits erwartet: Der Bürgermeister ordnete zu Ehren des deutschen Gastes einen solchen Empfang an, dass die halbe Stadt sich danach arbeitsunfähig schreiben ließ. Sogar der Gast selbst, sonst ein eher zurückhaltender und nüchterner Mensch, hatte eine Überdosis Wodka abbekommen und spielte verrückt. Unter dem Einfluss von Alkohol hätte er beinahe die Tochter des Bürgermeisters geheiratet, und fast wäre er auch noch über dessen Sohn hergefallen.

»Bis auf Weiteres bleibe ich erst einmal in Swetlogorsk«, teilte Martin seinem Freund mit. Er müsse erst einmal sein Fahrrad suchen, das er irgendwo im Ural abgestellt hätte. Der Bürgermeister meinte dazu, es wäre besser, zu warten, bis der Schnee geschmolzen wäre, und dann erst mit der Suche zu beginnen. Martins Pass und die Landkarte waren auch weg.

»Ich bleibe also in Swetlogorsk und komme erst im Frühling nach Deutschland zurück«, schrieb er. Thomas war erleichtert. Ich dagegen war stinksauer: Wie hatte ich mich nur so irren können! Und meine hundert Mark waren auch weg. Meine Frau dagegen freute sich, als wäre Martin ein Pferd, auf das sie gesetzt hatte.

»Aber zurück schafft er es nie«, sagte ich.

»Mal sehen«, meinte sie, und noch einmal landeten zwei Hunderter in der Vase.

Der Frühling ging zu Ende, der Sommer auch, von Martin kam noch immer keine Nachricht. Der Radfahrer tat mir Leid, gleichzeitig war ich stolz, mindestens diese eine Wette gegen meine Frau gewonnen zu haben. Sonst verlor ich jeden Monat aufs Neue: Egal worauf ich setzte, meine Vermutungen erwiesen sich immer als falsch. Einmal hatte ich gewettet, dass die ukrainische Fußballnationalmannschaft gegen die Deutschen in Dortmund gewinnen oder mindestens unentschieden spielen würde: Die Ukrainer, die fast bis zur Ohnmacht von ihren ehrgeizigen Trainern gequält worden waren und nichts zu verlieren hatten, mussten meiner Meinung nach einfach wie die Tiere gegen die Deutschen kämpfen und gewinnen. Außerdem hatte man in allen ukrainischen Zeitungen gelesen, dass die Spieler seit Wochen mit einer Extraportion Speck gefüttert worden waren und dass sich der ukrainische Präsident persönlich an die Mannschaft gewandt hatte: »Ohne Sieg braucht ihr nicht zurückzukommen.« So etwas Ähnliches hatte er gesagt. Das alles nützte aber nichts, denn die Ukrainer spielten in Dortmund schlechter denn je. Sie bewegten sich auf dem Feld wie Winterfliegen zwischen Fensterscheiben und verloren vier zu eins. Ob die Mannschaft dann zurück nach Hause gefahren und vom Präsidenten exekutiert worden oder doch irgendwo am Rhein stecken geblieben war, wollte ich gar nicht mehr wissen.

Kurz danach stürzten die WTC-Türme in New York ein. Der amerikanische Präsident Bush erklärte im Fernsehen dem Weltterrorismus den totalen Krieg. Er war so sauer, dass ich sofort mit meiner Frau wettete, die Amerikaner würden den Terroristenanführer Bin Laden bis Weihnachten fassen, spätestens bis Silvester, ganz sicher aber bis zum Tag der russischen Armee und der Flotte. Aber nichts geschah. Und ich verlor eine Menge Geld, während Bin Laden sein Teufelswerk

unbehindert weitertrieb. Und der amerikanische Präsident? Statt Terroristen zu jagen, fiel er vom Sofa und holte sich eine Beule. Die offizielle Version lautete, er habe sich beim Fernsehen an einer Brezel verschluckt, sei ohnmächtig geworden und gegen die Teppichkante gefallen. Natürlich glaubte das niemand. Wahrscheinlich war der Mann einfach betrunken gewesen.

So einen Bush hatten wir in Russland fast zehn Jahre lang gehabt. Bei uns hieß er Boris Jelzin und war ein Weltmeister in Sachen Selbstverstümmelung. Jede Beule an seinem Kopf ließ die wildesten Spekulationen im Volk aufkommen. Einmal, als er mit einem blauen Auge auf dem Fernsehschirm erschien, hieß es, der Präsident sei aus Versehen von einer Brücke gerutscht, als er in der Nähe seiner Datscha spazieren gegangen war. Doch das Volk wollte einfach nicht glauben, dass sein Präsident so blöd war, eine Brücke zu übersehen. Man munkelte, es sei in Wirklichkeit ein Attentat auf ihn verübt worden: Zwei Monarchisten, die gegen Demokratie und Reformen waren, hätten unseren Präsidenten von der Brücke geschubst. Er überlebte aber und machte brav mit seinen Reformen weiter.

Ein andermal traf sich Jelzin mit dem chinesischen Premierminister. Die beiden Staatsmänner standen vor den Kameras und schüttelten einander die Hände. Dann wollte Jelzin plötzlich seine Gastfreundschaft zum Ausdruck bringen und klopfte dem chinesischen Premier richtig doll auf die Schultern. Diese Geste war laut Protokoll überhaupt nicht vorgesehen und kam für den chinesischen Gast völlig unerwartet. Er kippte um. Das Volk sah es und war im Großen und Ganzen stolz auf seinen Präsidenten. Doch am übernächsten Tag erschien statt des chinesischen Premierministers Jelzin mit einer Beule am Kopf auf dem Bildschirm. »Hat etwa der Chinese zurückgehauen?«, rätselten die Russen. Kurzum: Jelzin war peinlich und Bush ebenfalls. Sogar ihre Namen haben einen ähnlichen Klang, denn das Wort »Jelzin« ließ die Russen an einen Tannenbaum denken, und »Bush« ist auch nichts anderes

als Holz. Das alles änderte aber nichts daran, dass ich eine Wette nach der anderen verloren hatte, bis auf die Radfahrerwette. Ich wollte in den Augen meiner Frau nicht als Idiot dastehen es ging bei all diesen Wetten schließlich um solche Dinge wie Lebenserfahrung und die Fähigkeit, die Zukunft einzuschätzen.

Jedes Mal, wenn ich wieder gegen Olga verloren hatte, sagte ich zu ihr: »Na gut, aber mit dem Radfahrer hatte ich doch wohl Recht!«

»Warten wir es ab«, erwiderte sie stets lächelnd.

Eines Tages im Winter rief Thomas an und lud uns zum Essen ein. Sein Freund sei endlich zurückgekommen, freute er sich. Für mich war das eine Tragödie. Als wir in das Restaurant kamen, saßen an einem großen Tisch etwa zwei Dutzend Schwaben, alles alte Freunde von Thomas und Martin. Der Held des Tages saß in der Mitte und genoss die allgemeine Aufmerksamkeit. Martin hatte sich kaum verändert, nur sein Bart war zweimal so lang geworden und sein Auftreten sicherer. Außerdem wirkte er irgendwie männlicher als vorher. In der einen Hand hielt er ein Glas, in der anderen eine Flasche Wodka.

»Meine lieben Freunde, fickt euch ins Knie«, rief er auf Russisch, als er uns sah, dann begrüßte er uns auf altrussische Art mit einem dreifachen Lippenkuss. Begeistert erzählte er von seinen Abenteuern in Sibirien. Auf meine Frage, was nun mit seinem Bundestagsmandat geschehe, meinte er, Politik interessiere ihn nicht mehr, in Zukunft wolle er sich nur noch auf das Reisen konzentrieren. Vor allem fände er die nördlichen Regionen anziehend: Dort, wo der Sommer so kurz ist, die Menschen so direkt sind und der Schnee fast das ganze Jahr über liegen bleibt, fühle er sich besonders wohl. Dort hätte die westliche Konsumwelt die Bevölkerung noch nicht verdorben, die Menschen würden dort nicht nach ihrem Äußeren, sondern nach ihren Taten beurteilt, meinte Martin.

Kaum in Berlin angekommen, plante er schon seine nächste Reise, diesmal sollte es nach Tadschikistan gehen. Thomas versuchte, seinen Freund von der verrückten Idee abzubringen und ihn für eine weitere politische Karriere in Deutschland zu begeistern. »Die Rechten gewinnen in der Europäischen Union immer mehr an Einfluss«, wütete er. »Ein großes Durcheinander herrscht auf der politischen Bühne, die Bevölkerung Europas ist tief verunsichert. Wo sind die jungen politischen Punks, die diese Sache mit der EU richtig in die Hand nehmen können? Sie sind nicht da! Bleib hier, dich braucht unser Land, und dann fliegen wir mal zusammen nach Spanien, wenn es in Berlin zu kalt wird«, bat Thomas seinen Freund. Doch Martin hatte andere Pläne. Er wollte nichts von Spanien hören, die Schlechtwetterländer zogen ihn an. Er fühle sich nur dort glücklich, wo man etwas überwinden müsse, ein geschenktes Glück mache die Menschen nur lustlos und fett. Und die EU würde auch ohne seine Hilfe irgendwie klarkommen. Wir gratulierten Martin noch einmal zu seiner Rückkehr, tranken den Wodka aus und gingen nach Hause. Die Schwaben feierten jedoch noch die ganze Nacht durch, wie uns Thomas später berichtete.

Ich fand die ganze Geschichte ziemlich merkwürdig und konnte Martins Begeisterung für die Lebensbedingungen in meiner Heimat nicht nachvollziehen. Erst einige Zeit später, als Olga und ich auf Einladung des Goethe-Instituts mitten im Dezember nach Russland fuhren, um dort »Werbung für die deutsche Sprache und Kultur« zu machen, erinnerte ich mich wieder an unseren Radfahrer. Ob wir in Moskau oder in St. Petersburg über die Straßen gingen, ständig dachte ich: »Ja, das würde Martin gefallen.« Und tatsächlich habe ich in Berlin nie so viele glückliche Gesichter gesehen wie auf den Moskauer Straßen bei minus 20 Grad. Bei minus 25 Grad sahen meine Landsleute sogar noch zufriedener aus. Nachdem ich mir das gründlich angesehen hatte, kam ich jedoch zu dem Schluss, dass

die russische Freundlichkeit bei extrem niedrigen Temperaturen nicht nur an der Überwindungslust, sondern zu einem großen Teil auch am hohen Alkoholverbrauch liegt.

Der Winter in Russland ist hart. Die meisten Männer müssen aber trotzdem aus dem Haus - um Geld zu verdienen und um ihren Frauen Pelzmäntel zu kaufen, die schick aber teuer sind. Ohne Pelz geht dort gar nichts. Es ist wie mit der Burka in Afghanistan oder mit dem Halstuch und der Rentenversicherung in Deutschland: der Pelzmantel gehört in meiner Heimat zur weiblichen Grundausstattung. Eine Frau ohne Pelzmantel ist in Russland nur eine halbe Frau. Also gehen die Männer zur Arbeit. Nach wenigen Minuten an der frischen Luft begreift aber jeder, dass es so einfach nicht geht - man muss tanken. Wodka ist billiger als Tee und hilft gegen Kälte: 0,1 Liter kosten nur einen Euro. Für zwei Euro bekommt man noch ein Stückchen Zitrone oder eingelegten Knoblauch dazu. Diese Ration reicht für ungefähr eine Stunde, dann muss man sich erneut aufheizen. Auf diese Weise kommen die Männer über die Runden und manche bringen sogar Geld von der Arbeit nach Hause. Dann sind die Frauen dran: Sie ziehen ihre Pelze über und gehen auf den Markt, um einzukaufen.

Die gepelzten Frauen rollen wie große zottige Kugeln in die unterirdischen Ebenen der Moskauer Metro und verstopfen die Züge. Im Sommer passen auf eine Waggonbank gut und gerne acht leicht bekleidete Frauen, im Winter aber nur drei. Das sorgt für ständige Staus. In den Waggons vergleichen die Frauen dann ihre Pelze: Kaninchen sieht neben Fuchs billig aus und noch schäbiger wirkt Hund. Diejenigen, die Nerz oder Zobel tragen, schauen den anderen Passanten nicht einmal in die Augen - sie schotten sich ab und lesen während der Fahrt ein Buch, meistens Liebesromane mit einem Happyend. Aber auch die armen Frauen, die sich keinen Pelz leisten können, lesen während der Fahrt. Das Buch ist der geistige Wodka der russischen Frauen, ein Mittel, um sich von der Kälte und der allgemeinen

Trostlosigkeit oder eben Pelzlosigkeit des Lebens abzulenken. Es gibt aber auch noch Frauen, die weder einen Pelz noch ein Buch besitzen. Sie trinken Bier aus Flaschen, das ist in der Moskauer Metro nicht verboten. Der Alltag bietet von sich aus wenig Anlässe zum Feiern und Trinken, deswegen ist die Regierung in Russland permanent damit beschäftigt, neue Feiertage zu erfinden, um dem allgemeinen Anheizen durch Alkohol einen würdigen Anstrich zu verleihen. Besonders geschätzt werden die neuen Feiertage im Winter, weil er so hart ist. Alle haben sich zum Beispiel gefreut, als der 20. Dezember plötzlich zum nationalen Tag der Staatssicherheit erklärt wurde. An diesem Tag wurde vor vierundachtzig Jahren das Komitee der Staatssicherheit (WTsheKa) gegründet. Inzwischen haben fast alle Russen mit diesem Verein etwas zu tun gehabt, weil sie entweder für ihn gearbeitet haben oder von ihm verfolgt wurden. Deswegen konnte jeder russische Bürger auch mit diesem neuen Feiertag etwas verbinden. Bis zum Ende des Monats Dezember trank man immer wieder auf die Staatssicherheit.

Kurz vor Silvester saßen meine Frau und ich beim Frühstück im Speisesaal des Moskauer Hotels »Russland«. Zwei Männer neben uns bestellten je 0,1 Liter Wodka und reichlich Tee dazu.

»Auf unsere Männer bei der Staatssicherheit«, rief der eine und hob sein Glas.

»Und auf die Weiber!«, sagte der andere. »Ich meine bei der Staatssicherheit«, fügte er nach einer Pause hinzu.

Neben dem Lesen und Trinken ist das Fernsehen traditionell ein wichtiger Teil der Selbstbestimmung des Volkes. Im Fernsehen wird ständig erzählt, wie schlecht es den Menschen anderswo geht. Kurz vor Silvester trug der bekannteste Astrologe des Landes im ersten Kanal sein Welthoroskop vor: Es sah gar nicht gut aus. Alle würden untergehen, Amerika und Europa, sie würden ungeheuren Krisen ausgesetzt sein und daran scheitern. Nur Russland stand laut Horoskop eine glänzende Zukunft bevor - es wurde vom Astrologen als »Arche

Noah« des neuen Jahrtausends bezeichnet. Viele Russen glaubten diesen Quatsch tatsächlich und freuten sich wie die Kinder. Aber auch viele Ausländer, darunter viele Deutsche, die ich in Moskau traf, waren genau wie Martin von den exotischen Lebensbedingungen in meiner Heimat fasziniert. Sie lieben die Extreme und benutzen Russland, um ihr Selbstwertgefühl zu steigern.

»Ich bin sehr widerstandsfähig«, sagte mir zum Beispiel ein Hamburger Fotograf stolz, den ich auf dem Roten Platz kennen lernte. »Deswegen kann ich in Moskau zwölf Monate am Stück verbringen.« Der Fotograf schätzte die einheimischen Bräuche und ließ sich gerne von russischen Frauen verführen, die allerdings bei fast allen Ausländern einen großen Stellenwert haben. »Eine echte russische Braut muss unter dem Pelz nackt sein«, erklärte mir der Fotograf genüsslich - und knipste die Touristen vor dem Leninmausoleum.

Außerdem waren alle Deutschen, denen ich in Moskau begegnete, von Liebeskummer befallen und von ihrer Liebe zu den russischen Frauen ziemlich angeschlagen. Das bereitete den Mitarbeitern des deutschen Konsulats dort große Sorgen. Viele Reisende, die zum ersten Mal die russische Märchenwelt besuchen, kommen mit einem Traum nach Russland: eine arme, bildhübsche Russin kennen zu lernen, nur um sie zu retten. Gleich am ersten Tag gehen sie von ihrem Traum beherrscht in ein Nachtlokal, und in Minutenschnelle verwandelt sich der Traum in nackte Realität. Schier verrückt vor Liebe belagern sie gleich anschließend das Konsulat und fordern für ihre Nataschas, Tanjas oder Lenas eine Einreisegenehmigung nach Deutschland. Ob Diplomaten, Professoren, Geschäftsleute, Künstler oder Wissenschaftler, kaum einer bleibt von diesem Zauber verschont.

Auch die russischen Frauen lieben Deutsche, weil sie so zahm sind, halbwegs gute Manieren haben und nicht so geizig wie die Finnen sind. Ein deutscher Schriftsteller, der genau wie ich auf

Einladung des Goethe-Instituts Russland besuchte, wurde sogar dort von drei Frauen in Pelzmänteln überfallen mitten auf der zugefrorenen Newa in St. Petersburg. »Mein Geld haben sie nicht genommen«, erzählte er stolz, »dafür aber mein Buch und meine Brille.« Außerdem bissen ihm die Frauen einen Knopf von seiner Jacke ab, zum Andenken an diese wundersame Begegnung mit einem deutschen Dichter.

Aber auch die deutschen Frauen werden von den Russen nicht links liegen gelassen: Eine Mitarbeiterin des Goethe-Instituts erzählte mir, dass sie in ihrem ganzen Leben nicht so viele Heiratsanträge bekommen habe wie in den zwei Jahren ihres Dienstes in St. Petersburg. Obwohl sie auf keinen eingegangen war, machte auch diese Frau einen sehr glücklichen Eindruck. Also doch glücklich im Schnee? Als wir zurück nach Berlin kamen, wollte ich Martin anrufen, um ihm von meinen Erlebnissen zu erzählen, doch er war schon wieder weg unterwegs, angeblich nach Tadschikistan und wieder mit dem Fahrrad.

»Das schafft er bestimmt locker in drei Wochen«, sagte Olga dazu, und ich gab ihr diesmal sofort Recht.